

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **64 (1968)**

Heft 3/4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

### *Zeitschriften*

Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg. Hrsg. im Auftrag der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Baden-Württemberg vom Württembergischen Museumsverband Stuttgart in Zusammenarbeit mit den badischen Heimatmuseen. Heft 8/9, 1968. 131 S., 144 Abb., 8 Farbtaf.

Das stattliche und überaus verschwenderisch bebilderte Heft des Museumsfreundes ist einem einzigen Thema gewidmet: den Bauernschränken in Baden-Württemberg. Der Text dazu stammt von *Albert Walzer*. Seine Abhandlung dürfte eine der besten – wenn nicht überhaupt die beste – Abhandlungen über bäuerliche Schränke sein. Geplant ist vom Verfasser ein möglichst ausführlicher Überblick über die in Baden-Württemberg noch vorhandenen Bauernmöbel. Vorarbeiten hierzu gibt es praktisch nur zwei, die aber regional auf den «hinteren» Odenwald und auf württembergisch Franken begrenzt sind. Dieser erste Teil umfasst nur die Schränke; er will alles wiedergeben, was über die wesentlichen Entwicklungslinien ihrer Form und ihrer Bemalung zu sagen ist. Die Mehrzahl der behandelten Möbel stammt aus den Landes- und Heimatmuseen; nur gelegentlich sind Privatsammlungen miteinbezogen. Die Bestandesaufnahme setzt sich zum Ziel, alles zu umfassen: das «Glanzvolle» und «das, was heute nicht so empfunden wird».

Der Verfasser greift sein Thema mit vorbildlicher Systematik an. Er geht aus von der Bestimmung der Schränke (für Kleider und Wäsche), behandelt den Aufstellungsort, die Datierung und Besitzervermerke. Hier erwähnt er als nicht einwandfrei gelöste Frage den Besitzervermerk der Frau unter ihrem Mädchennamen. Dazu können wir darauf verweisen, dass in vielen Teilen der Schweiz die Wäsche und manchmal auch das Besteck üblicherweise mit dem Mädchennamen der Frau gekennzeichnet wird. Walzer untersucht weiter die Verwendung der ein- und zweitürigen Schränke, dann die Typen, welche in Baden-Württemberg vor allem vorkommen. Besonders wertvoll sind die Ausführungen über alle Arten der Verzierung: Holzauflagen, aufgeklebte Graphikblätter (bei Schränken sehr selten!), Schablonen- und freihändige Malerei von Ornamenten (sie können aber auch vorgeritzt oder gestupft sein), Furnierimitation, Marmorierung und die verschiedenen Ausführungsmöglichkeiten der Grundierung. Der letzte Abschnitt befasst sich mit den Bildmotiven der Schrankfelder: Blumen, Herz mit Blumen, Sternformen, Jesus- und Marienmonogramm (katholische Gegenden), Szenen aus dem Alten Testament (protestantische Gegenden), Architekturmuster, die vier Jahreszeiten (für vier Felder), Vögel und menschliche Gestalten. In der Zusammenfassung weist Walzer darauf hin, dass aus dem 17. Jahrhundert nur ein einziges Beispiel als sicherlich bäuerlich belegt werden kann; die anderen Schränke aus dem späten 17. Jahrhundert können ebensogut als bürgerlich angesprochen werden.

Wildhaber

Altonaer Museum in Hamburg. Jahrbuch. Hrsg. von *Gerhard Wietek*. 5 (1967). 230 S., Abb.

Das 5. Jahrbuch wird eröffnet durch eine schöne Würdigung Günther Grundmanns anlässlich seines 75. Geburtstages, verfasst von *Gerhard Wietek*. – Aus den Beiträgen greifen wir nur diejenigen heraus, die volkskundlich von Interesse sind. Da findet sich als erster der Aufsatz von *Hans Drescher*, Grapen aus Bronze im Altonaer Museum (S. 53–78, Abb.). Der Verfasser hatte mehr als 500 solcher Dreifusstöpfe untersucht und so gelang es ihm, das Material typologisch und chronologisch zu ordnen. In dieses Ordnungssystem konnte er dann die im Altonaer Museum vorhandenen 10 Stücke überzeugend einreihen. Interessant sind die Verbreitungskarten einiger typischer, nordwestdeutscher Grapen des 17. und 18. Jahrhunderts. – Im vorhergehenden Jahrbuch hatte *Manfred Meinx* über drei Vitrinen der «Silberkammer» des Museums berichtet. Daran schließt er nun einen weiteren Teil (S. 79–136, Abb.), welcher die Bestecksammlung und Riechdosen in Katalog-



form beschreibt, so wie sie in einer Vitrine ausgestellt sind. Er benützt die Gelegenheit der scheinbar gleichartigen Objekte, um die Entwicklung und Verbreitung bestimmter Typen herauszustellen, hauptsächlich für die Löffel und die reizvollen Riechdosen. – Da angestrebt wird, das Altonaer Museum zu einem Mittelpunkt schiffahrts- und fischerei-historischer Forschung in Deutschland werden zu lassen, ergab sich die Notwendigkeit, die Museumsbibliothek in diesen Bereichen zu einer in Deutschland bisher nicht vorhandenen Spezialbibliothek auszubauen. Das war – wenigstens in grossen Zügen – möglich durch Sondermittel der Stiftung Volkswagenwerk. Über diese «schiffskundliche Bibliothek des Altonaer Museums» berichtet *Jürgen Meyer* sehr aufschlussreich, indem er uns in guter Titelauswahl mit den wichtigsten Gebieten dieser Bibliothek bekannt macht (S. 137–158, Abb.); er unterlässt es aber auch nicht, auf Lücken aufmerksam zu machen. (Zu diesen Lücken wäre wohl auch die nicht erwähnte polnische Literatur zu zählen). – Kleinere Berichte beziehen sich auf die Aussenstellen Jenisch-Haus und Rieck-Haus und auf die Neuerwerbungen (mit Abbildungen). Wildhaber

Proverbium. Bulletin d'informations sur les recherches parémiologiques. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura. Hefte 9 (1967) und 10 (1968).

Aus den beiden letzten Heften von Proverbium seien summarisch einige Aufsätze herausgehoben (wobei ausdrücklich betont sei, dass damit nicht eine «Wertung» gegenüber den nicht erwähnten Aufsätzen verbunden sein möchte). *Demetrios Loukatos* stellt in «Wellérismes 'latents'» (Heft 9, 193–196) einen Typus zur Diskussion, «où la partie 'parole' d'un wellérisme n'est pas accompagnée de sa partie 'auteur'». In einem Kommentar hiezu macht Pentti Leino einige Einwände zu diesem Einteilungsversuch. – Wenn *Archer Taylor* über “Method in the history and interpretation of a proverb” anhand von “A place for everything and everything in its place” schreibt (Heft 10, 235–238), so können wir gewiss sein, dass auch wir mit Gewinn an seiner überlegenen Belesenheit und Erfahrung teilhaben dürfen; nur die weiteste Kenntnis möglichst vieler Quellen aus allen Orten und Zeiten hilft uns weiter. – Zu dieser erwähnten Weiträumigkeit gehören die Aufsätze von *Roger D. Abrahams* “British West Indian proverbs and proverb collections” (mit kritischer Sichtung der Literatur, 239–243) von *Hari S. Upadhyaya* “The agricultural castes in Indian proverbs” (244–247), der uns einen eigenartigen Einblick in die Denkweise des Jat gewährt (“The Jat is the representative cultivating caste of the Punjab”). Wildhaber

Proverbium. (Hallituskatu 1, Helsinki 17, Finland). 11 (1968) 257–304. – *Ria Stambaugh* schreibt einen Artikel “Proverbial material in sixteenth century German jestbooks” (257–267); ihr Anliegen ist, die volkstümliche, unurgierte Sprache des 16. Jahrhunderts auf Grund von Texten festzuhalten, soweit sich dies noch bewerkstelligen lässt. Hiezu eignen sich am besten die derberen Schwank- und Facetiensammlungen, etwa von Lindener, Montanus und Schumann; an gut ausgewählten Beispielen interpretiert sie ihre Idee. Sie fügt auch eine Liste von deutschen Redensarten bei, die überraschende Parallelen in englischen Ausdrücken finden. – *Archer Taylor* geht der Redensart “It is good fishing in troubled (muddy) waters” (268–275) in ihren ältesten Belegen und Ausdeutungen in einer Reihe von Sprachen nach, so dass wir hier wieder eine seiner gehaltvollen Interpretationen einer einzelnen Redensart lesen dürfen. – *Anna Birgitta Rooth* untersucht statistisch die Rolle der Haustiere und der wilden Tiere in Sprichwörtern, wobei sie auch die Anzahl der Typen feststellt, in denen das betreffende Tier erscheint: “Domestic animals and wild animals as symbols and referents in the proverbs” (286–288). – *Isidor Levin* packt mit erfreulicher Frische das Problem der «demoskopischen Parömiologie» an, indem er den heutigen Wahrheitsgehalt der Sprichwortmoral untersucht (289–293). Er sagt: «Sprichwörter, oft ad hoc erfundene, gehören heute zur Ausrüstung bonapartierender Demagogen und zu jenen Floskeln, die Argumente ersetzen sollen».

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Für das Staatliche Institut für Musikforschung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz und die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients herausgegeben von *Fritz Bose*. Bd. 3. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1967. 147 S., davon 33 S. mit Notenbeispielen, 1 Kunstdrucktafel, 1 Schallplatte.

Die im vorliegenden dritten Band dieses Periodicums vorgelegten Studien betreffen mehrheitlich Gegenstände aus dem Bereich der musikalischen Völkerkunde (um diese letztere, dem Titel des Jahrbuchs entsprechend, von der musikalischen Volkskunde abzuheben). So berichtet *Peter Crossley-Holland* ausführlich über «Form and Style in Tibetan Folksong Melody», und *K. Khatschi* handelt über «Das Intervallbildungsprinzip des persischen Dastgāh Shur»: der Begriff «Dastgāh» entspricht etwa dem arabischen «Maquam», und mit «Shur» wird der grösste und zugleich der volkstümlichste «Dastgāh» bezeichnet. *Josef Kuckertz*, wie Khatschi Schüler von Marius Schneider, untersucht in seinem Beitrag «Der Tāla in der südindischen Kunstmusik» Probleme der Rhythmik und der musikalischen Periodisierung, und *Jürgen Elsner* arbeitet «Zu Prinzipien arabischer Musizierpraxis». Mehr in den Bereich der musikalischen Volkskunde gehört das Thema der Studie von *Felix Hoerburger* über «Orientalische Elemente im Volkstanz Nordgriechenlands». Der Verfasser befindet sich dabei in nur wenig erforschem Gebiet; er berichtet anschaulich über – im wesentlichen – türkisches Gut im nordgriechischen Volkstanz. Deutlich wird u. a., wie schwierig es ist, klare Grenzen zwischen Griechischem und Fremdem zu ziehen. Schliesslich versucht *Hellmuth Christian Wolff*, «Rameaus 'Les Indes galantes' als musikethnologische Quelle» fruchtbar zu machen. Dass Rameau sich bemüht hat, seiner Musik den Charakter des «Exotischen» zu geben, ist durchaus denkbar, ja wahrscheinlich; indessen, ob es möglich ist, sogar musikethnologische Vorlagen (z. B. der Inkas) nachzuweisen, nach denen Rameau seinerzeit gearbeitet hätte, dürfte doch sehr zweifelhaft bleiben. – Zahlreiche Notenbeispiele, einige Buch- und Schallplattenbesprechungen sowie eine den Aufsatz Crossley-Hollands ergänzende Schallplatte beschliessen den gediegen präsentierenden Band.

Martin Staehelin

Bijdragen en Mededelingen. Het Nederlands Openluchtmuseum, Arnhem. Jahrgang 31, 1968, Heft 1. 24 S.

Das neue Heft des Mitteilungsblattes des Arnhemer Freilichtmuseums enthält drei schöne, gut bebilderte Aufsätze. *J. de Kleyn* schreibt über alte Strickscheiden aus dem mittleren Drenthe-Gebiet (mit 12 Abb.), *E. M. Ch. F. Klijn* über zwei Kästchen aus dem 18. Jahrhundert mit Schnitzereien von biblischen Themen (mit 10 Abb.); *H. Noorlander* gibt einen Bildbericht über die Herstellungsweise von Geräten, vor allem von Haumesern und Gerteln, hingewiesen sei vor allem auf die instruktiven Photos und Zeichnungen.

Wildhaber

By og bygd. Norsk Folkemuseums Årbok 20 (1967). Oslo, in Kommission bei Johan Grundt Tanum, 1968. 165 S., Abb.

Das norwegische Jahrbuch ist – seit jeher – sehr zurückhaltend mit Zusammenfassungen seiner Beiträge in einer anderen Sprache. Wir können deshalb leider nur summarisch auf einige gehaltvolle Aufsätze hinweisen. Ausgehend von einem sich einer gesicherten Deutung entziehenden Wort in der Voluspa der älteren Edda, das im Zusammenhang mit dem Endkampf zwischen Göttern und Riesen verwendet wird, versucht *Asbjørn Nesheim* eine Lösung. Er übersetzt das betreffende Wort mit «Gänsebaum» und sieht darin eine Umschreibung für «Harfe». Seine Deutung erhärtet er mit Abbildungen von Harfen in Vogelform oder mit einem Vogel als Abschluss-Schmuck. – *Sonja Pollan* zeigt uns in zahlreichen Abbildungen Bier- und andere Trinkgefässe, wie sie hauptsächlich bei dörflichen Hochzeiten verwendet wurden. – Über die Steine, die sich auf alten Höfen finden, berichtet *Ivar Refsdal*; wir bedauern gerade in seinem Beitrag, dass keine Zusammenfassung ins Deutsche oder Englische beigefügt ist. – Erfreulicherweise findet sich aber eine solche für den Aufsatz von *Lily Weiser-Aall* über die Behandlung der Nachgeburt bei Haustieren.

Sie wertet das Material eines vom Norsk Etnologisk Gransking ausgeschickten Fragebogens aus. Als einziger Unterschied im Vergleich zur Behandlung der menschlichen Nachgeburt zeigt sich, dass die tierische nicht verbrannt werden soll. Wildhaber

Norveg. Journal of Norwegian Ethnology. Bd. 13, 1968. Oslo, Universitetsforlaget. 184 S., Abb.

Erfreulicherweise haben die sieben Aufsätze des Bandes genügend grosse Zusammenfassungen in Englisch, um sie bewerten zu können (die Arbeit von Miller ist sogar ganz englisch geschrieben). *Roar Hauglid* befasst sich mit der Verwendung des Akanthusblattes als Ornament; er verfolgt seine europäische Entwicklung seit der Antike. Ihn interessieren vor allem die Wege, wie es nach Skandinavien kam; entgegen bisheriger Annahme kann er zwei deutsche Bildhauer nachweisen, die es nach Dänemark und Schweden brachten. In Norwegen wurde es nach 1700 die allgemein übliche Verzierung. – *Inger Christiansen* studiert die Sitte der Leichenwache in Norwegen, wo sie seit dem Mittelalter sicher nachgewiesen werden kann. Genaue Beschreibungen besitzen wir allerdings erst von etwa 1800 an. Die Sitte ist nicht gleichmässig in Norwegen verbreitet; in einzelnen Gegenden dauert die Wache gewöhnlich eine Woche. Wie wir aus obrigkeitlichen Verboten annehmen können, wurde sie bald mit Tänzchen, Kartenspiel, Bierbrauen und Trinkgelagen verbunden. – *Adolf Steen* beschreibt Zauberhandlungen, vor allem verschiedene Arten von Liebeszauber; auch Zaubersegen werden erwähnt. – *Ronald Miller* gibt eine ausführliche Darstellung der Bodenbebauung mit dem "lazy-bed"-System in Schottland. Es wird angewendet, wo der Pflug nicht verwendet werden kann, also hauptsächlich bei nassem Torfboden. Als Dünger kommt vor allem Sectang in Frage. Die Anlage der Beete in langen, aufgehöhten Streifen erlaubt ein Maximum an Drainage. Die Beete eignen sich hauptsächlich zum Kartoffelbau; wenn sie ein zweites Jahr verwendet werden, pflanzt man Hafer als Winterfutter für die Milchkuh. Miller geht ausführlich auf das Gerät ein, das sich zur Anlage dieser Beete am besten eignet; es ist der sogenannte «caschrom» (mit mehreren Abbildungen). – In *Anne Holtsmarks* Beitrag finden sich Überlegungen zu einem altnordischen Sprichwort, dessen Auslegung nicht ganz klar ist. – *Reidar Djupedal* schildert die Anlage von volkskundlichen Sammlungen in Sunnmøre durch Ivar Aasen (1896†). Da Aasen in erster Linie Linguist war, interessierten ihn vor allem jene Texte, deren Struktur möglichst nicht persönlich gefärbt, sondern allgemein verbindlich ist, also z.B. Sprichwörter und Rätsel, die das sprachliche Gut «objektiv» bewahren. – *Sigurd Grieg* geht auf die Lage der norwegischen und deutschen Handwerker in Bergen um das Jahr 1500 ein. Ihn beschäftigt die starke Stellung der deutschen Handwerker, die aber doch nie zur Regierung der Stadt Bergen zugelassen wurden. Wildhaber

Studia Fennica. Revue de linguistique et d'ethnologie finnoises. Bd. 13, 1967. Helsinki, Suomalaisen kirjallisuuden seura. 160 S., Abb.

Der neue Band der Studia Fennica enthält vier in deutscher Sprache geschriebene Arbeiten. Die erste stammt von *Kustaa Vilkuna*, «Zur Geschichte des finnischen Pferdes». Vilkuna gibt zuerst eine liebevolle Beschreibung über die Lebensweise und die Zucht der kleinen struppigen, finnischen Pferde. Aber dann weitert er seine Betrachtungen historisch und kulturell aus. Er beginnt mit dem Kummel. Da dieses zu einem «Status-Symbol» in Finland geworden ist, wird es besonders schön verziert. Von der grossen Zahl der in Museen erhaltenen Kummel hat Vilkuna die Masse genommen und auf Grund dieser Masse Rückschlüsse auf die Grösse der Pferde ziehen können. Vor allem aber interessiert ihn der Ursprung dieses finnischen Pferdes; er lehnt die früher immer angenommene Hypothese ab, dass es mongolischer Herkunft sei. Es gehört vielmehr zur Gruppe der nordeuropäischen kleinen Pony. Archäologische Funde beweisen das hohe Alter der finnischen Pferdekultur. – Die Studie von *R. E. Nirvi*, «Finnisch Täsmä 'Genau'» ist linguistischer Art. Sie hat durch ihren Beziehungsreichtum aber auch volkskundliche Bedeutung. Es finden sich darin nämlich zwei Zaubersegen gegen die Verstauchung des

Pferdes; auch wird die Heilung einer Verrenkung durch Umwinden mit einem Sehnenfaden beschrieben. Dieses «Binden» führt dann weiter zum «Band», und diese Beziehung gibt Gelegenheit, auf die Geschichte der Bänder und ihre Bedeutung für die Herstellung der Kleidung sowie auf die Bandwebetechnik einzugehen. – Der Märchenforscher sei auf die scharfsinnige Analyse von *Heikki Paunonen* hingewiesen über «Das Verhältnis der Märchentypen AT 552 A und 580 im Lichte der finnischen Varianten». Es handelt sich um die beiden Typen der Tierschwäger und des Lieblings der Frauen. – Wie üblich gibt *Sulo Haltsonen* auch diesem Bande seine zweiteilige Bibliographie bei, welche die linguistischen und volkskundlichen Titel für die Jahre 1965 und 1966 enthält; ein Verfasserverzeichnis ist beigegeben. Wildhaber

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish Studies, University of Edinburgh. Edinburgh, Oliver & Boyd, Ltd. Vol. 11, 1967. 251 S., Abb.

Mit dem 11. Jahrgang präsentiert sich die Zeitschrift in wesentlich grösserem Format, das die Illustrationen vorteilhaft zur Geltung bringt. Wir möchten auf zwei der Abhandlungen etwas ausführlicher eingehen. Die eine stammt von *J. F.* und *T. M. Flett*; der Titel lautet: The Scottish Country dance. Its origins and development. Der Country Dance ist ein Tanz der Lowlands; in die Highlands und die Orkneys hinauf gelangte er erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und in die Shetlands ist er im wesentlichen überhaupt nie gekommen. Die Verfasser untersuchen in ihrer Studie die Ursprünge des Country dance und seine Entwicklung im 18. Jahrhundert. In Schottland beginnt seine Geschichte etwa um 1700; früher waren Gesellschaftstänze von der presbyterianischen Kirche als sündig verdammt worden. Der Ausdruck Country Dance ist nicht ganz eindeutig; die Verfasser definieren den Begriff und erklären die verschiedenen Möglichkeiten, welche darunter verstanden werden können. Zuerst lässt sich der Tanz in den adeligen und bürgerlichen Kreisen belegen; erst 1775 findet sich der erste Nachweis, dass er auch von der ländlichen Bevölkerung getanzt wurde. Zum besseren Verständnis der Entwicklung wird der Country Dance in England mitbehandelt, wo John Playford's English Dancing Master grossen Erfolg hatte und eine Reihe von Auflagen erlebte; von England aus gelangte der Tanz nach Schottland. Über seine verschiedenen Formen und über die Entwicklung in Schottland geben fünf Manuskripte des 18. Jahrhunderts wertvollen Aufschluss. Die Tanzanleitungen dieser Manuskripte werden von den Verfassern eingehend analysiert. In einem Anhang werden alle schottischen Tänze aus weiteren schottischen Manuskripten oder aus englischen Sammlungen aufgeführt, so dass wir nun über das Thema eine abgeschlossene Abhandlung besitzen.

Sagenkataloge – zunächst regionaler Art als Vorarbeit für einen geplanten europäischen Katalog – sind in letzter Zeit mehrfach in Angriff genommen worden. Es soll bei dieser Gelegenheit auf das beispielhafte «Verzeichnis der deutschen Totensagen» hingewiesen werden, das *Lutz Röhrich* mit überlegener Sachkenntnis zusammengestellt hat<sup>1</sup>. Nun hat *Alan Bruford* "A provisional type-list" der "Scottish Gaelic witch stories" abgeschlossen. Darin bezieht er Hexen und andere menschliche Wesen mit ausserordentlichen Kräften ein. Diese Sagen können gut als geschlossene Gruppe betrachtet und von ihrer tragenden Person aus behandelt werden, weil es sich hier um menschliche Wesen handelt. Bruford hat nur Erzählungen aufgenommen, in denen die Hexen oder Hexenmeister die Hauptpersonen sind, und nur solche Geschichten sind als Typen erfasst, welche mindestens in zwei Versionen belegt sind. Reine Glaubensäusserungen über Hexen, auch wenn sie in der Kurzform eines Erlebnisses abgefasst sind, wurden nicht einbezogen. Das behandelte Material ist gaelisch, aber es scheint vielfach aus dem schottischen Lowland in das Highland hinaufgekommen zu sein. Des weiteren hat Bruford nur die Verzettelung der School of Scottish Studies verwertet; er bezeichnet seine Liste ja auch nur als "provisional". Im ganzen analysiert er 18 Typen; zuerst charakterisiert er den Typus und gibt die Idealform,

<sup>1</sup> 62 maschinengeschriebene Seiten; nicht im Handel.



in der jede Einzelheit oder jedes Motiv mit einem Buchstaben oder einer Zahl versehen ist, so dass dann im Verzeichnis der Belege bei Abweichungen von der Idealform nur auf diese Kennbuchstaben und Nummern verwiesen werden muss; Namensverschiedenheiten müssen natürlich jeweils besonders erwähnt sein.

Die übrigen Aufsätze entsprechen im wesentlichen der Forschungsrichtung des Instituts, das sich stark für soziologische und landwirtschaftliche Fragen und für Siedlungsprobleme interessiert. Wir zählen auf: *Margaret C. Storrie*, Landholdings and population in Arran from the late eighteenth century; *Alan G. Macpherson*, An old Highland parish register, survivals of clanship and social change in Laggan, Inverness-shire, 1775–1854 (Die verschiedenen Clan-Familien werden in ihrer Zusammensetzung beschrieben und die Gründe für ihr Abnehmen oder Wachsen dargelegt); *Ronald Miller*, Land use by summer shielings (Untersuchung über früher benutzte, höher gelegene Sommerweiden; Erwägung der Möglichkeiten einer neuerlichen Nutzung; die angeführten europäischen Parallelen sind gut gemeint aber etwas eklektisch). – *W. F. H. Nicolaisen* beschliesst das zweite Heft mit seiner höchst nützlichen und ausführlichen Bibliographie der schottischen Volkskunde-Arbeiten des Jahres 1966. Wildhaber

Ulster Folklife. Vol. 13, 1967. Edited by Desmond Mc Court. Published by the Ulster Folk Museum, Holywood, Co. Down (Nord-Irland). 91 S., Abb.

Das gediegene Jahrbuch, das seit einiger Zeit ganz in die Hände des wissenschaftlichen Stabes des Ulster Folk Museum übergegangen ist, vereinigt wieder eine Reihe wertvoller Aufsätze. Auf dem Gebiete der Volksdichtung liegen Beiträge von Anekdoten vor von *Michael J. Murphy*, Four folktales about woman, und von *Charles Sloan*, Some of the stories of James McAllister of Fathom. Das Volksschauspiel, vor allem das weihnächtliche Stubenspiel in der Form des «champion combat», wird behandelt von *Mary Rogers*, Tromogagh mummers' play, County Fermanagh (mit Textwiedergabe), vor allem aber von *Alan Gailey*, The rhymers of South-East Antrim. Gailey hat sich schon mehrfach als der eigentliche Kenner dieser irischen Spiele ausgewiesen, und so ist auch diesmal seine einleitende Charakteristik der Spiele ganz ausgezeichnet. Mit dem Kinderspiel beschäftigt sich *J. J. Nibill*, Forosa: a study of some children's games. Der Beitrag gründet sich auf eine Sammlung einer Schulklasse in Belfast, die die von ihnen gespielten Strassenspiele mit den Liedern und Sprüchen aufzeichnete. Eine Mitteilung von *J. Geoffrey Dent* berichtet über Bullet throwing and road bowls, also über Ballspiele in den Strassen, allerdings nicht aus Ulster, sondern aus Yorkshire und Lancashire. Aus Schottland stammt ein Beitrag zu dem mehrfach aufgegriffenen Thema der "cruck-framed" Bauten: Two cruck-framed buildings in Wester Ross, Scotland, von *Desmond McCourt*. *F. H. A. Aalen* schreibt einen Aufsatz über Furnishings of traditional houses in the Wicklow Hills; darin werden als die üblichen Möbelstücke aufgeführt: Schlafbank, Klappstisch, offener Küchenschrank, Bänke und Hocker an der Feuerstätte. *Sean Crawford* bringt eine kurze Skizze vom Leben und der Arbeit des heute ausgestorbenen Berufes der Nagelschmiede in der Grafschaft Down: The nailers of Warrenpoint. Von der Grafschaft Londonderry kommt eine aufgeschriebene Erinnerung über das Flachsbrechen in früheren Zeiten, eingesandt von *E. E. Evans*. In das Gebiet der «Wörter und Sachen» gehört die Studie von *G. B. Adams*, The work and words of haymaking. Er nimmt damit einen früheren Beitrag wieder auf und geht diesmal ein auf den Heustock, seine Lage, die Form der Unterlage (sofern eine solche überhaupt vorhanden ist) und die Art und Weise der Bedeckung, vor allem des Wetterschutzes. Eine Besonderheit bilden die Heustöcke den Strassen entlang, die natürlich mit entsprechenden Weidegewohnheiten zusammenhängen. Einen Einblick in das Leinengewerbe und die soziale Lage der Weber bietet der Aufsatz von *W. H. Crawford*, The market book of Thomas Greer, a Dungannon linendraper, 1758–1759. Wildhaber

Tools and Tillage. A journal on the history of the implements of cultivation and other agricultural processes. Kopenhagen, G. E. C. Gad Publishers. Vol. 1:1 (1968). 64 S., Abb.

Die neue Fachzeitschrift wird betreut vom International Secretariat for Research on the History of Agricultural Implements in Lyngby/Dänemark und redigiert von Axel Steensberg, Alexander Fenton und Grith Lerche. Damit ist jegliche Gewähr für eine hervorragende wissenschaftliche Publikation gegeben. Die Zeitschrift wird einmal im Jahr erscheinen und einen Umfang von mindestens 64 Seiten aufweisen. Die Beiträge erscheinen in deutscher oder englischer Sprache. (Es ist jeweils eine Zusammenfassung in der anderen Sprache beigegeben; ist das für international arbeitende Forscher wirklich nötig?). Der Plan der neuen Zeitschrift ist – ich verwende ihre eigenen Worte – «die materielle Kultur aufzuzeigen, die den Hintergrund für Umstände bildete, die seit den ersten Anfängen des Ackerbaus von grundlegender Bedeutung für die Wirtschaft waren, nämlich die Bodenbearbeitung, die Struktur der Felder und die historische und geographische Verteilung der Geräte». Geographisch soll das Schwergewicht auf Europa liegen und auf Gebieten, von denen ein Einfluss auf Europa früher oder später ausgegangen ist. Es sollen auch regelmässig Verzeichnisse von Altersbestimmungen von Bodenbaugeräten mit Hilfe der Radiokarbonmethode erscheinen; diesmal stellt Gritz Lerche Datierungen von drei Haken, vier Pflügen und einem Joch zusammen. Neben dieser Liste, den Buchbesprechungen und einem Kurzbeitrag von *Karsten Lægdsmand* über den Hakenpflugkopf von der Insel Mors in Jütland enthält das diesjährige Heft vier grössere Aufsätze. Im ersten gibt *František Šach* Vorschläge für eine Klassifikation von vorindustriellen Bodenbaugeräten. Dieser Vorschlag – er liegt übrigens in zweiter Fassung vor – zielt auf eine uniforme Terminologie; um diese zu erreichen, werden funktionelle und formale Elemente strikte voneinander geschieden. Sein System stimmt im wesentlichen mit demjenigen von Steensberg überein, unterscheidet sich aber wesentlich vom denjenigen von Bratanić. Für Šach liegt das Hauptkriterium der Einteilung im arbeitenden Teil des Gerätes. Er fügt jeder Nummer eine Beschreibung des Gerätes bei, schildert die Methode wie es arbeitet; daraus ergibt sich, für welchen Boden und für welche Zwecke das Gerät sich eignet. – *Ulrich Bentzien* liefert einen vorläufigen Bericht über sein Vorhaben, eine internationale Bibliographie der Pflugliteratur aufzubauen. Diesen Plan kann der Rezensent nur völlig unterstützen, denn er weiss, wie sehr Bentziens zurückhaltende Bemerkungen über die Volkskundliche Bibliographie nur zu sehr berechtigt sind. (Die 40er Jahre sind besonders schlecht, und ein Ergänzungsband aus diesen – und früheren – Zeiten hätte sich schon längst aufgedrängt, wenn Finanzen und Mitarbeiter vorhanden wären!). Es ist allerdings auch zu bemerken, dass eine umfassende Gesamtvölkskunde-Bibliographie nie alle Einzelheiten erfassen kann (und wohl auch nicht sollte). Somit sind systematische Fachbibliographien ein unerlässliches Arbeitsinstrument. – *Grith Lerche* gibt eine eingehende Beschreibung der Arbeitsprozesse bei der Getreide-Ernte mit Sichel im Iran; es werden dafür grosse, lokalgeschmiedete und kleine, auf dem Basar gekaufte Sichel verwendet. Neben dem üblichen Dreschschlitten und der Worfelschaufel tauchen gelegentlich auch moderne, «individuelle» Methoden auf. – *Ulrich Bentzien* berichtet über den Haken von Dabergotz im Kreis Neuruppin. Die Radiokarbonmethode ergab die überraschende Tatsache einer viel jüngeren Datierung als bisher allgemein angenommen wurde. Der Haken ist nun in die Zeit der frühslavischen Besiedelung zu setzen; Vergleiche mit rezenten Objekten aus den Nachbargebieten erlauben den Schluss, dass dieser Hakentypus als altslavisches Migrationsgut anzusprechen sei und typologisch in die Landnahmeperiode heraufdatiert werden könne, wenn nicht sogar früher. Wildhaber

Bollettino del repertorio e dell'atlante demologico sardo. Università di Cagliari (Italia), Cattedra di Storia delle tradizioni popolari. No. 2, 1967. 46 p., carte.

*Alberto M. Cirese*, der Lehrstuhlinhaber in Cagliari, setzt sich tatkräftig für einen Atlas und für eine moderne Forschungsweise auf dem Gebiete der Volkskunde in Italien ein. Sein «Bollettino», das zum zweitenmal erscheint, legt bestes Zeugnis dafür ab. Die Aufsätze geben nicht blosses, ungeordnetes Sammelmateriale wieder, sondern sie versuchen zu analysieren, zu systematisieren und, wenn möglich, zu einer klärenden Synthese vorzustoßen. Wir begrüssen diese Betrachtungsweise sehr und hoffen, dass Cirese und seine

Mitarbeiter in ihren Bemühungen recht viel Erfolg haben mögen. Cirese selbst setzt sich in einem programmatischen Einführungsartikel für das Studium der Geschichte der traditionell sardischen Musik ein. Er fordert hierfür eine kritische Haltung, frei von jeder archaisierenden und romantisierenden Tendenz. Als eine Art Musterbeispiel für diese Forderung mag man den Beitrag von *Pietro Sassu* ansehen: «Bibliografia analitica degli scritti etnomusicologici di Giulio Fara». – *Enrico Delitala* gibt als «saggio di repertorio»: «Usi di nascita nella Sardegna dell'800 registrato da Vittorio Angius». Es handelt sich um dessen Beitrag für das Dizionario von Goffredo Casalis (Mitte des 19. Jh.). Sie zieht die verschiedenen Ortsangabe-Notizen systematisch zusammen und gelangt so zu 22 Nummern, für die sie ein Sach- und ein Ortsregister beigibt. *Rosa Losenga* behandelt 60 Belege für die «Versteinerung als Strafe»; sie untersucht sie auf die Motive und den Aufbau hin und gelangt zum Schluss, dass es sich immer um Bestrafung von Geizigen und Gesetzesbrechern handelt; die Bestrafung erfolgt, wenn eine Vorschrift verletzt oder ein moralisches Gebot missachtet wird. *Silvana Caschili* legt Alpdrucknamen kartographisch fest in ihrem Aufsatz: «Ammuttadore, ammutadore e altri nomi dell'incubo in Sardegna». Das Problem scheint den Anstoss für ein «Questionario sull'incubo e credenze affini nella tradizione sarda» gegeben zu haben, das von *Rosa Losenga* ausgearbeitet wurde. Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit Gebäcken, wovon der eine wieder eine Systematik erstrebt. Es sind: *Salvatorica Sanna*, «Due tipi di pane: càbude e affelthas di Thiesi» und *Giulio Angioni*, «Il pane nella Trexenta: un esempio di sistemazione tabellare dei dati raccolti». Wildhaber

Český lid. Prag. Verantwortlicher Redaktor *Jaroslav Kramářik*. 53 (1966); 54 (1967). 6 Hefte jährlich.

Ich führe die in SAVk 62 (1966) 88f. begonnenen Hinweise auf einige prinzipiell oder thematisch wichtigen Aufsätze in den Heften der beiden letzten Jahrgänge weiter, wobei ich es üblicherweise bei der Titelaufzählung bewenden lasse. Es muss bei einer Auswahl bleiben, und diese soll keineswegs mit einem Werturteil – vor allem gegenüber den nicht erwähnten Arbeiten – verbunden sein. Die Abhandlungen sind alle mit einer mehr oder weniger ausführlichen deutschen Zusammenfassung und mit – teilweise ganz vorzüglichen Abbildungen versehen. Allgemein ist zu betonen, dass die Qualität der Aufsätze unter der Redaktion von *Jaroslav Kramářik* ausgezeichnet ist. Heft 5 des Jahrgangs 53 (1966) ist dem Jubiläum des 75jährigen Bestehens der Zeitschrift gewidmet. Es enthält unter anderem einige theoretische Arbeiten über prinzipielle Fragen der Volkskunde, so von *Jaromír Jech*, Die Urform oder die Endform? Zwei Methoden des historischen Zuganges zur Volksprosa, dann von *Karel Chotek*, Die Bedeutung der Volkskunde in der Zusammenarbeit mit den anderen historischen Wissenschaften, und endlich von *Karel Fojtík* und *Vlasta Svobodová*, Zur Frage der Entwicklung der Volkskultur im 16. und 17. Jahrhundert. – Einem ausserordentlich interessanten Problem geht *Soňa Kovačevićová* nach (54, 99–105); sie untersucht, inwieweit Häusertypen (mit ihrem Baumaterial, der Konstruktionsart und der Raumgliederung) mit kartographischen Eintragungen über Nationalität, Religion und Beschäftigung der Bevölkerungsgruppen zusammenhängen und auf sie beschränkt oder davon unabhängig sind. – Ethnographische Karten spielen im Aufsatz von *Jaroslav Kramářik* (55 [1968] 6–24) ebenfalls eine Rolle; ihn beschäftigt das Problem der Dynamik der Karten; er stellt hierfür hauptsächlich Vergleiche mit der Diskussion über den polnischen Atlas auf. – Mehrfach werden Probleme der Hausformen, der Nebenbauten und der Einrichtungen behandelt, so z. B. von *Vilém Pražák* (53, 1966), Die Entwicklungsepochen und Stufen der Feuerstätten in der tschechoslovakischen volkstümlichen Wohnung, dann von *Jaroslav Štika* (54, 267–284) über Feuerstätten in den Hirtenhütten der Karpaten (mit der Aufzählung in Wort und Bild aller vorkommenden Typen), und von *Jaroslav Št'astný* und *Jarmila Št'astná* (54, 317–326) über den Typus der Scheitholzbauten in der Umgebung von Jilemnice und Náchod. Eine Aufzählung von Nachlassinventaren aus dem Adlergebirge, die sich natürlich nur voll erschliessen kann, wenn man die tschechische Sprache beherrscht, gibt *Hana Hynková* (54, 16–30). – Eine wertvolle Beschreibung von Ackerbaugeräten findet sich in der Arbeit von *Jarmila Št'astná* (54, 1–15) über Agrares Wirtschaften

der Arbeiter im Ostrauer Gebiet. Die Flösserei auf den südböhmischen Wasserläufen im Zeitabschnitt des späten Feudalismus wird dargestellt von *Vladimír Scheufler* (54, 201–221). Der Aufsatz von *Václav Frolec* und *Jan Petrák* über Weinkelter in Mähren (54, 31–49) enthält ein ganz ausgezeichnetes Bildmaterial. – Textilien werden in den beiden Abhandlungen von *Jitka Staňková* (54, 155–169) und *Vlasta Svobodová* (54, 50–52) beschrieben; im ersten Fall solche des 13.–15. Jahrhunderts und im zweiten Fall neuere Funde aus Westmähren. – *Richard Jeřábek* bringt einen reizvollen Beitrag über gemalte Krippen aus der mährischen Walachei (54, 333–342); das beigegebene Bildmaterial enthält entzückende Darstellungen aus dem Hirtenleben, meist aus dem zweiten Viertel und der Mitte des 19. Jahrhunderts. – Über die beiden neueren volkstümlichen Holzschnitzer Pavol Bavina aus Štiavnik und Josef Chvála aus Prachatice berichtet *Alena Plessingerová* (53, 1966). – Die Arbeit von *Miloš J. Pulec* handelt vom Nachleben des hussitischen Visionärs Mikulaš von Vlášence aus dem 15. Jahrhundert in der Volkstradition (53, 1966). Vom gleichen Verfasser stammt auch die Beschreibung und Erklärung eines eigenartigen Brauches am Johannistag (54, 77–90); es handelt sich um eine mit Blumen geschmückte Schüssel «Johannisbocht». – Bergmannsfeierlichkeiten und Paraden im Ostrauer Gebiet im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts schildert *Olga Skalníková* (53, 1966). – *Jaroslav Markl* berichtet von der sogenannten Kolovratscher Sammlung der böhmischen Volkslieder (55, 25–36) und *Bobuslav Beneš* über die lyrischen Lieder der tschechischen Bänkellieder (54, 69–76). – Die volkskundliche tschechische Bibliographie für 1966 ist zusammengestellt von *Zdeněk Mišurec* (54, 357–384). – Hoffentlich ist der Zeitschrift trotz der russischen Aggression und Okkupation ein Weiterwirken in freier Wissenschaftlichkeit noch lange gewährleistet. Wildhaber

Műveltség és Hagyomány. Debrecen, Kossuth Lajos Tudományegyetem. Bd. 10, 1968. 248 S., Abb.

Das von Béla Gunda betreute Debreciner Jahrbuch bringt eine grössere Zahl guter Aufsätze, die wir hier mit kurzen Inhaltsangaben aufführen wollen. Wir lassen dabei die Abhandlungen beiseite, welche aussereuropäische oder rein sprachliche Themen betreffen. Alle Arbeiten sind mit Zusammenfassungen in deutscher, englischer oder französischer Sprache versehen. *Milenko S. Filipović* stellt dar, was man in der Volkstradition im Norden von Bosnien und Serbien über die Ungarn weiss, über ihre Taten, über die Objekte, welche ihnen zugeschrieben werden, und welche Sagen man von ihnen erzählt. – Über die Eichelmast und die damit verbundenen Wanderungen der Schweinherden in der Grossen Ungarischen Tiefebene schreibt *József Szabadfalvi*. Sein Aufsatz bringt auch den Bericht eines Schweinehirten, der aus persönlicher Erinnerung von diesen Zeiten erzählt. – *Zoltán Ujváry* geht auf drei Volksspiele ein, welche einen sozialen Konflikt behandeln. Diese Konflikte finden sich vor allem in den «outlaw»-Spielen. Das Thema von zweien dieser Spiele geht um Hirten, die vom Herdenbesitzer nicht abmachungsgemäss entlohnt werden; im dritten Spiel, das gegen das Komische tendiert, verprügelt ein Knecht den Feldhüter und einen Polizisten. Solche Spiele wurden meist an Hochzeiten aufgeführt. – Das Thema der Volksschauspiele wird auch von *Tekla Dömötör* behandelt; sie versucht, eine gewisse Ordnung in die Typologie und Strukturformen zu bringen; vor allem charakterisiert sie «jeu-combat» (als eine Unterart führt sie hier die Spiele der Rechtsverhandlungen an, in denen für oder gegen einen Streitpunkt entschieden werden muss), «comédie bouffonne» und «jeu historique». – Die ethnische Gruppe «Barkó» in Nordungarn wurde bis anhin sehr wenig behandelt; *Attila Paládi-Kovács* will diesen Mangel beheben. Die Gruppe dürfte als bewusste Sondergruppe sich etwa um 1800 herum herausgebildet haben; der Name «Barkó» scheint ursprünglich Spitzname gewesen zu sein. Es handelt sich um Katholiken, die sich von den calvinistischen Nachbar-Komitaten abhoben; auch zeigte sich die Gruppe auffällig konservativer in der Einführung von Neuerungen, die bei den Nachbarn schon längst Boden gefasst hatten. – Über Formen und Funktionen des Weihnachtsbrauches des «Christgehens» in den Dörfern des südlichen Nyírség-Gebietes schreibt *Márta Kapros*. Bei den Kindern, die am Nachmittag von Haus zu Haus gehen,



handelt es sich primär um einen Heischebrauch; für die jungen Burschen, die erst am Abend in Funktion treten, ist der Brauch eine Gelegenheit für gesellige Unterhaltung. – *László Földes* nützt eine neue Quelle zur Kenntnis der Transhumanz aus; beim Überschreiten der Grenze wurden die Herden der rumänischen Hirten genau erfasst; auf Grund dieser «Zoll»-Dokumente kann man sich ein genaues Bild vom Bestand und der Zusammensetzung der Herden machen. – Eine schöne Sachdarstellung bietet *László Dám*; er macht uns bekannt mit der Feuerstätte der Wohnhäuser in einem Gebiet der Grossen Ungarischen Tiefebene. Form und Material der Öfen und die Einrichtungen zum Räuchern werden genau beschrieben. – Über die Einrichtungen des Weidesystems auf der Steppe Hortobágy erfahren wir durch *László Törő*. Da die Steppe zwar ausgenützt, aber auch geschont werden musste, hatten sich die Hirten mit ihren Rinderherden – in einem kleineren Gebiet auch mit Pferdeherden – an ein sorgfältig ausgedachtes, rotierendes System zu halten. Wildhaber

*Studia Albanica*. Tirana, Université d'Etat de Tirana, Institut d'Histoire et de Linguistique. Vol. 1 (1964), 2 (1965), 3 (1966), 4 (1967).

Abgesehen von den Albanologen ist diese neue Zeitschrift wohl nicht sehr bekannt. Sie verdient aber einen nachdrücklichen Hinweis, besonders auch deshalb, weil sie häufig Probleme aufgreift, welche den Balkan in seiner Gesamtheit angehen. Das herausgebende Institut für Geschichte und Linguistik ist das Zentrum der albanologischen Forschungen. Der Hauptredaktor der Zeitschrift ist *Androkli Kostallari*. Jährlich erscheinen zwei umfangreiche Hefte mit Aufsätzen in Deutsch, Englisch, Italienisch, Russisch und Französisch. (Nebenbei: ein besonderes Lob der Redaktion: die Aufsätze sind sprachlich gut abgefasst und enthalten nur wenige Druckfehler!). Albanologie wird im weitesten Umfang verstanden: Archäologie, Ethnographie und Volkskunde, Kunst- und Architekturgeschichte, Linguistik und Literaturgeschichte; man ersieht hieraus schon das Bestreben, der gesamten Balkanologie zu dienen. Um ein Bild vom Charakter der Zeitschrift zu geben, greife ich die volkswissenschaftlich interessanten Beiträge aus den einzelnen Heften heraus. Ich möchte ausdrücklich betonen, dass einige vorzügliche archäologische und linguistische Arbeiten publiziert sind, die ich hier aber nicht erwähne.

Das erste Heft (1:1, 1964) wird eröffnet mit einem alles Wesentliche behandelnden und ausgezeichnet orientierenden Überblick über die Entwicklung der albanologischen Studien, verfasst von *Androkli Kostallari*. In völliger Objektivität werden darin auch die Verdienste von Fallmerayer, Stadtmüller, J. G. von Hahn, Nopcsa und Lambertz gewürdigt. Kostallari weist auch neue Fragestellungen und Probleme auf, wie sie sich aus der Umgestaltung des sozialen Lebens ergeben. – *Qemal Haxhibasani* berichtet über die albanischen Heldengesänge, wie sie vor allem von den Malessoren gesungen werden. (Wir möchten bei dieser Gelegenheit auf das von *Zibni Sako* mit einer Einleitung herausgegebene Buch «Chansonnier des Preux Albanais» verweisen: Païas, Maisonneuve et Larose, 1967). – Die ikonographischen Aufsätze von *Dhorka Dhamo* (1:2, 1964) über die Marienkirche in Maligrad aus dem 14. Jahrhundert und von *Theofan Popa* (3:1, 1966) über den Maler Onufrius von Elbasan aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lassen den Wunsch aufkommen, es möchte einmal ein reich bebildertes Buch über die Freskenmalereien an albanischen Kirchen publiziert werden, etwa in der Art, wie es entsprechende rumänische und jugoslawische Publikationen gibt. In diesem Zusammenhang sei auch auf den Beitrag von *Gani Strazimiri* (1:1, 1964) verwiesen; er behandelt Fragen der Architektur von Berat, der alten Illyrerstadt, mit den mittelalterlichen Kirchen und den späteren Moscheen. – Von *Karl Treimer* (Wien) stammt eine gehaltvolle Studie über das Illyrertum mit eingehenden, kritischen, sprachlichen und historischen Überlegungen über die Altilyrer (2:2, 1965). – Der ganze dritte Jahrgang ist erschienen aus Anlass des ersten internationalen Kongresses der Balkan- und Südosteuropa-Studien. Der Themenkreis ist hier stark ausgeweitet; *Zija Shkodra* schreibt über die Bedeutung der albanischen Märkte und des Handels im 18. Jahrhundert (3:1, 1966), *Ismet Elezi* über die Blutrache, wie sie im Wohnrechtsrecht der Albaner im 19. und bis in das 20. Jahrhundert hinein bestand (es soll

bei seinem Aufsatz auch auf die angeführte Literatur verwiesen werden). Das gleiche Heft enthält ferner zwei Abhandlungen aus dem Gebiet der Tracht. *Rrok Zojzi* behandelt die «guna», eine Art von offenem Mantel, ein weit verbreitetes Kleidungsstück bei den balkanischen Völkern; meist ist es aus Wolle hergestellt, bei Hirten ist es aber auch aus Fell; es entspricht dann genau dem Kleidungsstück, welches die Daker auf der Trajanssäule tragen. Aus den heutigen Fundgebieten lässt es sich auf dakische, thrakische und illyrische Völker zurückführen. *Andromaqi Gjergji* untersucht die albanisch-rumänischen Parallelen in der volkstümlichen Tracht (sein Aufsatz ist auch als schreibmaschinengeschriebener Sonderdruck erschienen: Tirana, Editions du Comité National Albanais des Etudes Balkaniques, 1966). Für diesen Vergleich zieht Gjergji Trachtenstücke heran, welche zum mindesten seit der Römerzeit belegt sind, die also vor die Ankunft der Slaven auf dem Balkan zu datieren sind; sie müssen somit illyrisches und thrakisches Substrat sein. Zu den verglichenen Objekten gehören z. B. das lange Frauenhemd, das gleich aussieht wie die Dalmatica, die Vorderschürze mit langen Wollfransen und die Opanken. Die grossen Ähnlichkeiten zwischen den illyrischen und thrakischen Beständen lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf eine ältere, diesen Völkern gemeinsame Schicht schliessen. Ebenfalls auf ältere Schichten möchte *Lirak Dodbiba* (3:2, 1966) vorstossen, wenn er den Sprachschatz der Albaner auf dem Gebiet der Fischerei und Seefahrt behandelt, der nicht Lehnwortgut ist. Für die internationale Balladenforschung ist der Beitrag von *Zibni Sako* (3:2, 1966) wichtig; er bringt die zahlreichen und bedeutsamen Parallelen zum Thema der eingemauerten Frau als Bauopfer. *Qemal Haxhibasani* gibt eine vergleichende Studie (3:2, 1966) über die heroischen Lieder im Nordwesten des Balkans. – Aus 4:1, 1967 heben wir nur den Aufsatz von *Gerhard Roblfs* heraus: «Problèmes de linguistique balkanique»; er untersucht die Einwirkungen der Sprache einer dominierenden Macht auf diejenige des beherrschten Volkes in all ihren Entwicklungsstufen, bei denen auch die «calques», die Lehnübersetzungen, eine bedeutsame Rolle spielen. – Dem Jubiläumsjahr (1968) von Kastriot-Skanderbeg (1468 †) ist das ganze Heft 4:2 (1967) gewidmet; entweder beschäftigen sich die Aufsätze mit Skanderbeg selbst oder dann mit seiner Epoche. Das letzte ist der Fall mit der Abhandlung von *Rrok Zojzi*, die sich mit dem sogenannten Skanderbeg'schen Gewohnheitsrecht befasst, auf das schon ein Hinweis von G. von Hahn 1867 aufmerksam gemacht hat. *Zojzi* kann nun die Ergebnisse mitteilen, welche das Ethnographische Institut in Tirana mit seinen Forschungen einheimen konnte. *Andromaqi Gjergji* versucht, die Fakten über die Kleidung des 14. und 15. Jahrhunderts in Albanien zusammenzustellen; als eine einigermaßen auswertbare Quelle hiefür erweisen sich die Stifterbilder auf den Fresken der albanischen Kirchen. *Qemal Haxhibasani* und *Agron Fico* behandeln verwandte Themen; sie untersuchen, was sich über Skanderbeg und seine Zeit in der Volkstradition erhalten hat und welches Bild sich daraus gewinnen lässt. Die Nachwirkung von Skanderbegs Gestalt in den neuen Liedern des sozialistischen Staates wird von *Arsen Mustaqi* aufgewiesen.

Dieser Überblick dürfte einen Eindruck von der umfassenden Haltung der neuen Zeitschrift gegeben haben. Was auffällt ist die Tatsache, dass bis jetzt noch kein Aufsatz sich mit einem rein ethnographischen Thema befasst hat. Wildhaber

#### *Neue Zeitschriften*

Journal of Popular Culture. Editor: Ray B. Browne. 1 (1967), no. 1, 77 p. Zu beziehen bei: University Hall, Bowling Green University, Bowling Green, Ohio 43402, USA. – Die neue Zeitschrift, die für die Gegenwartsvolkskunde und die moderne Beurteilung der Trivilliteratur – im weitesten Rahmen verstanden – auch europäisch Beachtung verdient, ist “the official publication of the Popular Literature Section (Comparative Literature II) of the Modern Language Association of America”; sie empfiehlt sich also bereits aus diesem Grunde; aber auch ihr Herausgeber Ray B. Browne bietet jede Gewähr für eine wissenschaftlich sorgfältig geführte Publikation. Sie soll viermal jährlich erscheinen.

Aus dem ersten Heft, das uns vorliegt, erwähnen wir die folgenden Aufsätze: *Berntb Lindfors*, Heroes and hero-worship in Nigerian chapbooks; *John Seelye*, Buckskin and ballistics: William Leggett and the American detective story; *Philip Durham*, The cowboy and the myth makers.

Indiana Folklore. Journal of the Hoosier Folklore Society. Editor: Linda Dégh. 1 (1968), no. 1, 112 p. Zu beziehen bei: Hoosier Folklore Society, 714 East 8th Street, Bloomington, Indiana 47401, USA. – Frühere Zeitschriften des Staates Indiana, welche sich auf die Sammlung der regionalen Volkskunde beschränkten, gab es bereits, aber über allzu viele Jahre haben sie sich nicht halten können. Es waren «Hoosier Folklore Bulletin» (1942–46), «Hoosier Folklore» (1946–50) und «Midwest Folklore» (1951–64). Linda Dégh hat mit ihrer bewundernswerten Initiative den Plan wieder aufgegriffen. Die von ihr herausgebrachte neue Zeitschrift der regionalen Hoosier Folklore Society soll zweimal jährlich erscheinen; sie will die Möglichkeit bieten, das in Indiana gesammelte Material vorlegen zu können; aber dieses Material soll nun alle ethnischen Gruppen und Siedlungen des Staates miteinbeziehen und es soll in annotierter und kommentierter Form publiziert werden, damit es nicht blosses «Curiosum» bleibt, sondern dem Wissenschaftler als nützliche und aufgearbeitete Quelle verwendbar wird. Das gesamte erste Heft bietet 16 Sagen und Geistergeschichten, wie sie in unserer Zeit besonders beliebt sind und immer wieder erzählt und weitergegeben werden. Es ist also modernstes Volkskundegut, das teilweise von erstaunlicher Ausdruckskraft ist. Zu jeder Nummer geben Linda Dégh oder ihre Mitarbeiter einen ausgezeichneten wissenschaftlichen Apparat, der die betreffende Geschichte nicht nur motivmässig einordnet, sondern auch die gesamten Erzählumstände in plastischer Eindringlichkeit vor Augen stellt. Ob die versuchte Ausdeutung und Analyse der Geschichten nicht gelegentlich etwas zu verfrüht ist, möge dahingestellt bleiben; bei einzelnen Versuchen habe ich wenigstens meine Bedenken, so z.B. bei «The Heavenly Message»: ich finde schon den Titel nicht glücklich gewählt; es handelt sich um das in den Alpengebieten ziemlich oft auftretende Motiv «Kunde (oder Nachricht) aus dem Jenseits», was also besser mit «Message (or: News) from the Beyond» zu übersetzen wäre. Wenn gerade bei diesem Beispiel der Bearbeiter am Schluss sagt: «published material is so relatively scant», so kann ich für die europäische Seite nicht ganz übereinstimmen. Damit möchte ich im Grunde nur auf die Wünschbarkeit hinweisen, auch einige der grossen und bedeutenden europäischen Sagensammlungen zu Vergleichszwecken miteinzubeziehen, so etwa Müllers dreibändige Urner Sagen, die zum mindesten durch ein sehr ausführliches Register aufgeschlüsselt sind (wobei auch «Jenseits, Kunde aus dem» aufgeführt ist). Das zweite Heft soll ebenfalls der Publikation derartiger modernster «Erlebnissagen» gewidmet sein. Wir möchten hoffen, dass gerade dieser einmalige Charakter der neuen Zeitschrift gewahrt bleibe, denn damit gibt sie sich ein klares Profil und füllt eine wirkliche Lücke im Zeitschriftenbestand aus.

Wildhaber

#### *Bibliographien, Sammelwerke, Festschriften, Museumskunde*

Bibliographia Historiae Rerum Rusticarum Internationalis 1965. Redigit *Péter Gunst*. Budapest, Magyar Mezőgazdasági Múzeum, 1968. 344 S.

Die Verwertbarkeit dieser ausserordentlich umsichtig und überlegt redigierten landwirtschaftsgeschichtlichen Bibliographie wird mit jedem Band grösser, aber auch der Umfang nimmt zu. Der diesjährige Band – es ist der vierte der Reihe – verzeichnet 5326 Nummern aus allen Sparten und Ländern der Welt. Die benützten Sprachen sind englisch, ungarisch und russisch. Das Inhaltsverzeichnis weist 21 Sektionen auf. Die Benützbarkeit wird aber noch wesentlich erhöht durch einen Index der Länder (mit Englisch als wegleitender Sprache) und ein Verfasser-Register, in das zum erstenmal auch die anonymen Titelangaben einbezogen sind, so dass über dieses Register alle Titel erfasst werden. Ungarn gibt mit dieser Bibliographie ein Werk von wirklich umfassender, wissenschaftlicher Zusammenarbeit heraus.

Wildhaber

Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen. Berlin, Akademie-Verlag. Jahrgang 9 (1968), Heft 1, Spalte 1–214.

In gewohnter Sorgfalt werden zunächst 227 Nummern bibliographisch, mit Inhaltsangaben, gegeben. Da erfahren wir z.B., dass die Zeitschrift «Forschungen und Fortschritte» (Berlin, DDR) mit 1967 zu erscheinen aufgehört hat; sie hatte noch (Nr. 9) einen interessanten Beitrag über «Jacob Grimm und die Dichtung des Mittelalters» gebracht. Zu erwähnen ist auch eine Berliner Diplomarbeit über «Eugen Mogk und seine Stellung in der deutschen Volkskunde» (Nr. 30). Dankbar ist man für die umfassende Orientierung über neue Zeitschriften und Sammelbände. Ebenso interessant ist der Abschnitt «Chronik, Berichte und Mitteilungen»; da wird referiert über die Tagung der Polnischen Gesellschaft für Volkskunde, «Alpes Orientales», die zweite Albanologen-Konferenz, ein Weinbaumuseum in der Slowakei, ein ungarisches Symposium über Viehzucht und Hirtenleben, die Erforschung der Dorfbauten in Estland, und über einige weitere Anlässe. Besonders nützlich ist eine Übersicht über alle Einzelinstitutionen, die in den jeweiligen Ländern die ethnographische und folkloristische Arbeit tragen. Sie umfasst Rumänien, Jugoslawien, die Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Bulgarien und die DDR; bei diesen Ländern ist der jeweilige verantwortliche Leiter mit Namen genannt. Bei Russland wird nur das anonyme Institut angeführt. Leider fehlt Albanien in dieser Übersicht.

Wildhaber

*Karsten Lægdsmand*, Bibliografi for folkelivsforskere. Med særlig henblik på de materielle kulturprodukter og næringslivet. Københavns Universitets Institut for Europæisk Folkelivsforskning. Københavns Universitets Fond til Tilvejebringelse af Læremidler, 1968. 431 S.

In der vorliegenden Bibliographie steckt eine jahrelange, mühsame Arbeit; die Anregung hiefür ist von Axel Steensberg ausgegangen, der für Forscher und Studenten damit die «erste Hilfeleistung» geben wollte. Im wesentlichen sind die Sachgüter, die Bücher und Aufsätze über die materielle Kultur angeführt, wie es auch der Lehtëtigkeit von Steensberg entspricht. Das Einteilungsschema ist klar und übersichtlich, was in diesem Fall besonders erforderlich ist, da ein Verfasser-, ein Orts- und ein Sachregister fehlen (aus finanziellen Gründen; ich nehme aber an, dass sich die verantwortlichen Herausgeber darüber im klaren sein werden, dass diese Register in einem besonderen Heft nachgeliefert werden müssen, wenn die «Bibliographie» voll ausgenutzt werden soll, sonst bleibt sie Torso). Man findet Titel über Bibliographien und Handbücher, Geschichte der Forschung (hier nimmt die «Museumspraxis» einen breiten Raum ein), Theorien und Nachbarwissenschaften, geographische Monographien. Dann folgen Siedlung, Bebauung, Agrarstrukturen, Bauten (Haus, Nebenbauten, Konstruktion, Schloss, Herrensitz, Kirche) und Inventar dieser Bauten (Möbel und Hausgerät). Weitere Abschnitte umfassen Tracht, Nahrung und Arbeit und Erwerb. Unter diesem letzten Kapitel finden sich Titel zu Hausfleiß und Volkskunst, Landwirtschaft, Jagd und Fischerei, Handwerk, Handel und Märkten. Den Abschluss bildet ein Zeitschriftenverzeichnis. Beendet ist das Verzeichnis der Titel mit dem Juli 1967. Unklar und nirgends genau ersichtlich sind zeitlicher und geographischer Umfang der Bibliographie. Es macht den Eindruck, dass sie die Bücher und Zeitschriften umfasst, welche in der Universitätsbibliothek und den Instituten von Kopenhagen greifbar sind. Das heisst mit anderen Worten, man wird gut tun, diese Bibliographie zu Rate zu ziehen, wenn man den skandinavischen Bereich erfassen möchte; man wird sich aber ebenso klar sein darüber, dass für die übrigen Länder Wichtiges vorhanden sein kann oder fehlen wird.

Wildhaber

Document de Travail. Edité par l'Institut de sociologie de l'Université Libre de Bruxelles. No. 4 (1967), 27 p.; no. 5 (1967), 15 p.; no. II: 1 (1968), 19 p.

Das von Albert Doppagne geleitete «Institut de sociologie» an der Freien Universität Brüssel gibt unter der Redaktion von Ita Gassel in zwangloser Form Hefte heraus, die



irgendein Thema zur Diskussion stellen, oder die das Ergebnis einer Umfrage in einem Aufsatz zusammenfassen. Wir erwähnen die behandelten Themen, die alle von allgemeinem Interesse sein dürften. *Albert Doppagne* beschreibt «Les impostes ornées en Ardenne» (No. 4, 1–23, Abb); sein Aufsatz ist durch die klare Systematik ein interessantes Beispiel dafür, was aus der Beschreibung des Oberlichtes über den Türen thematisch herauszuholen ist. Um dem Licht bei geschlossener Tür Einlass zu gewähren, kann man entweder die Türe teilweise verglasen oder man baut das Oberlicht. Doppagne stellt in guten Bildbeispielen die verschiedenen Ausformungen der Ornamentik dieses Oberlichtes dar. – Es ist immer ein Genuss, einen Beitrag von *René Meurant* zu lesen, besonders wenn dieser sein Spezialgebiet der *géants*, der Riesenfiguren, behandelt. Diesmal tut er es in «Folklore Boitsfortois» (No. 5, 1–10, 5 Abb.). Es geht hauptsächlich um die Riesenfiguren Jan und Mieke, um typische Besenmachergestalten aus dem «Coin du Balai», die an der Kitchweih im August auftreten; dann aber auch um eine strohvermummte Gestalt, die am Fastnachtsdienstag mit einem Dreschflgel bewaffnet das Dorf unsicher macht. – *Roger Pinon* bringt einen Beitrag «Méthodes comparatives dans la recherche du jeu populaire» (No. II, 1–7); in deutscher Fassung ist er unter dem Titel «Probleme einer europäischen Kinderspielforschung» in den Hessischen Blättern für Volkskunde veröffentlicht. – In «Quelques notes sur le folklore yougoslave» (No. II: 1, 8–17, Abb.) versucht *Gabriel Thoveron*, choreographische Kulturzonen in Jugoslawien herauszuarbeiten; er verwendet hierfür Gavazzis meisterhaft gestaltete kulturgeographische Zonen in Südosteuropa. – Parallel zum Terminus der Isoglossen in der Linguistik möchte *Ita Gassel* den Ausdruck Isoëthen in der Volkskunde einführen: «Le concept d'isoëthe en ethnographie» (No. 5, 12–15).  
Wildhaber

Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung. Wolfgang Steinitz zum 60. Geburtstag am 28. Februar 1965 dargebracht. Berlin, Akademie-Verlag, 1965. 455 S., Abb. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen der Sprachwissenschaftlichen Kommission, 5).

Wie hochgeachtet und verehrt Wolfgang Steinitz war, zeigt dieser Festband mit rund fünfzig Beiträgen, der ihm wenig vor seinem Tode noch überreicht wurde, wohl am eindrucklichsten. Steinitz war nicht nur ein hervorragender Gelehrter und Spezialkenner der Finno-Ugristik, sondern auch ein lebenswürdiger Mensch und fairer, objektiver und absolut integrierender Mensch. Er hatte sich schon frühe aus ehrlicher, innerer Überzeugung zum Kommunismus bekannt, zu einem humanen Kommunismus, in dem er das Ideal des menschlichen Zusammenlebens zu sehen glaubte; über den politischen Kommunismus, der sich in derart gemeinen Überfällen äussert, wie sie die Russen – und leider auch die DDR – aus «Bruderliebe» gegenüber der Tschechoslowakei begingen, wäre er vermutlich ebenso traurig gewesen wie wir alle. – Aus der grossen Zahl der Aufsätze können wir nur die volkskundlichen herausheben, und auch diese nur cursorisch. Es soll also in dieser kurzen Anzeige nicht mehr als eine Art von volkskundlichem Stichwortverzeichnis gesehen werden. *P. G. Bogatyrev*, «Ausrufe von Austrägern und wandernden Handwerkern als Reklamezeichen»: Texte von russischen Strassenrufen, im Original und in tadelloser Übersetzung, die wir dankbar zur Kenntnis nehmen. (Der Hinweis auf die «Reklame» wirkt für uns leicht komisch; wozu sonst sollten die Strassenhändler ihre Ware angepriesen haben: etwa zur Verherrlichung der russischen Justiz, die mutige Demonstranten ins Exil schickt?). – *Ernst Emsheimer*, «Ein finno-ugrischer Flötentypus?». Versuch, in den Überlieferungen der ungarischen Volksmusik ein Element herauszuarbeiten, das sich als archaischer Restbestand einer frühzeitlichen Kultur finno-ugrischer Provenienz erweisen lässt; in diesem würde es – als «äusserst gewagte Hypothese» – um einen Flötentypus gehen, der einem alten samojedischen Substrat in der rezenten Volkskultur der Altaier zugehört. – *Wilhelm Fraenger* †, «Eine medizinische Allegorie Jörg Ratgebs». Ein Bildmotiv aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, das sich als «origineller» Vorläufer für den später so beliebten Bilderkreis «Christus als Apotheker» erweist. – *Jiří Horák*, «Humor, Witz und Satire im slowakischen Volkslied», aufgewiesen an verschiedenen Themenkrei-

sen, wie Liebe, Ehe, Landvolk, Militärdienst, Hirtentum, Räuberwesen, Geistlichkeit. – *Karel Horálek*, «Einige Bemerkungen zur Theorie des Märchens». Der Verfasser geht aus von den Ansichten V. Šklovskijs (1925) und V. Propps (1928). – *Gyula Ortutay*, «Einige Bemerkungen zur Dichtung der ungarischen Arbeiterklasse». Nach dem Vorbild von Steinitz sollte auch dieses in Ungarn «zum grossen Teil noch unbekanntes Gebiet der Volksdichtung» in vollem Umfang erschlossen und seine Bereicherung für die ungarische nationale Dichtung erkannt werden. – *Will-Erich Peuckert*, «Mittagszeit». Die Mittagsstunde ist bei den alten Mittelmeervölkern eine Zeit der Ruhe und des Schweigens; im Norden aber wachen die dämonischen Wesen um diese Stunde auf und betätigen sich. Peuckert gibt – in Regestenform – Beispiele aus Sagensammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts. – Zu *Mihai Pops* Beitrag vgl. «Kurze Hinweise», SAVk 61 (1965) 232. – *Friedrich Sieber*, «'Penaten' um den Bergmann in frühhumanistischer Darstellung». Ein Beispiel aus dem *Judicium Jovis* des Paul Nivis (zwischen 1492 und 1495) illustriert einen Wesenszug der Epoche: «Heimisch tradierte, antike, christliche Elemente gehen eine neue kultur-gestaltende Synthese ein». – *Kustaa Vilkkuna*, «Der finnisch-estnische Schultheiss kupias, kubjas». Vilkkuna verfolgt die Entwicklungsgeschichte des nur in zwei Gedichten vorkommenden finnischen Wortes kupias. – *Ingeborg Weber-Kellermann*, «Probleme der inter-ethnischen Beziehungen am Beispiel des Volksliedbestandes in einem deutsch-ungarischen Dorf». Das Dorf Mözs im ungarischen Komitat Tolna setzt sich aus verschiedenen ethnischen Gruppen zusammen. Ingeborg Weber, die schon mehrmals gezeigt hat, mit welcher Behutsamkeit und mit welchem Geschick sie derartige, verlockende interethnische Probleme anzupacken versteht, zeigt auch hier, wie sich in einem lange dauernden geistig-seelischen Wandlungsprozess ein neues ethnisches Gebilde eigener Prägung herausformt.

Wildhaber

*MacEdward Leach* und *Henry Glassie*, *A guide for collectors of oral traditions and folk cultural material in Pennsylvania*. Harrisburg, Pennsylvania, Pennsylvania Historical and Museum Commission, 1968. VII, 70 p., 10 fig.

Neben die grossen Handbücher für den Volkskunde-Feldforscher von Maget, Goldstein und Ó Súilleabháin tritt nun ein kleineres, anspruchloseres, das von modernen Erfahrungen ausgeht und sehr sympathisch geschrieben ist. 1966 wurde vom Staate Pennsylvania beschlossen, ein «Ethnic Culture Survey»-Institut zu gründen, welches das Material über den kulturellen und historischen Beitrag der ethnischen Gruppen im Staate zu sammeln hätte. Denn gerade Pennsylvania hat einen derartigen Reichtum an ethnischen Gruppen, wie er sich sonst kaum irgendwo findet. Mit Ausnahme der Pennsylvania Germans (oder Pennsylvania Dutch) sind sie noch kaum erforscht worden. Diesem Mangel soll nun abgeholfen werden; neben dem Studium der frühen Einwanderer – also der englischen Quäker, der Schotten, Iren, Waliser und der Deutschen – soll sich das Hauptinteresse auf die späteren Einwanderer richten, die ihre Traditionen teilweise sorgfältig bewahrt haben, vor allem dort, wo sie in geschlossenen Gemeinschaften zusammenleben, wie etwa die Polen, Griechen, Ukrainer, Finnen, Litauer, Slovaken usw. Um den Feldforschern einen Leitfaden in die Hand geben zu können und damit ihre Forschung etwas gleichmässig zu gestalten, wurde MacEdward Leach, der damalige Folklore-Professor in Philadelphia, mit seiner Abfassung betraut. Bei seinem Tode, 1967, lag der erste Entwurf vor. Die Aufgabe der Überarbeitung und Neufassung dieses Entwurfes wurde nun dem jungen, vielversprechenden «State Folklorist» Henry Glassie übertragen. Er hat sein Handbüchlein bereits auf die weiteren Absichten des Ethnic Culture Survey ausgerichtet, die darin bestehen, die Zusammenhänge des Instituts mit den ethnischen Gruppen durch Gründung von lokalen historischen Gesellschaften und Heimatmuseen auszubauen. Glassie hat den Führer in zwei Teile eingeteilt; im ersten macht er Vorschläge, was und wie man sammeln solle, und im zweiten zeigt er anhand von praktischen Beispielen aus den Beständen des Instituts, wie das gesammelte Material aussehen könnte. Wir stellen mit besonderer Freude fest, dass Glassie den alten, engen «Folklore»-Rahmen weit sprengt hat; er ist einer der Verfechter des neuen Trends zur «Folklife»-Forschung, wie sie

in letzter Zeit ja auch auf den britischen Inseln sich immer deutlicher bemerkbar gemacht hat. Die Themen, die Glassie gesammelt haben möchte, teilt er ein in Volkserzählung, Volkslied, Tanz und Spiel, Rätsel, Sprichwort und volkstümliche Redeweise, Volksglauben, Brauchtum, materielle Kultur. Manches davon mag uns noch zaghaft erscheinen, und wir würden wohl oft noch einen oder sogar zwei Schritte weitergehen wollen, aber wir dürfen nicht vergessen, der Führer ist bewusst für die Verhältnisse im Staate Pennsylvania ausgearbeitet, und weitere Möglichkeiten und Ausweitungen werden sich gewiss im Laufe der Sammeltätigkeit ergeben. Als besonders verdienstlich möchten wir die Liste von einführenden Arbeiten zu den verschiedenen Kapiteln herausheben, die Glassie am Schluss des Büchleins beifügt.

Wildhaber

*Peter Michelsen, Ildsteder og opvarmning på Frilandsmuseet. København, Nationalmuseet, 1968. 86 S., 46 Abb.*

Peter Michelsen, der Direktor des Freilichtmuseums Sorgenfri, veröffentlicht wieder eines seiner vorbildlichen Handbücher, die mit dem Museum im engsten Zusammenhang stehen. Diesmal beschäftigt ihn das Thema der Feuerstellen und Heizung in dänischen Häusern. Er stellt in übersichtlichen Kapiteln die verschiedenen Möglichkeiten zusammen. Dabei kommen zur Behandlung die offene Feuerstätte, der Schornstein, der Kochherd, der Backofen, die Trocknungs- und Dörreinrichtungen für Malz, Korn, Flachs usw., der Stubenofen aus Gusseisenplatten (die sog. Beileger- und Windöfen), der Kachelofen und endlich die transportablen Wärmebehälter, wie Kieken und Wärmepfannen. Die beigegebenen Bilder und Zeichnungen sind sehr instruktiv; sie vermitteln nicht nur eine Vorstellung von den Feuerstellen und Öfen selbst, sondern von ihrer Stellung im Haus; zugleich sehen wir die zugehörigen Geräte und Möbel. Der Verfasser gibt auch eine Liste der wichtigsten (meist skandinavischen) Literatur. Der Text des Bändchens ist nur dänisch.

Wildhaber

#### *Lateinamerikanische Volkskunde*

Die lateinamerikanische Volkskunde ist heute noch in weitgehendem Masse weniger durch ihre Institute als durch einige ganz hervorragende Forscherpersönlichkeiten bekannt, die sich mit bewundernswertem Eifer an das Studium der Volkskunde-Erscheinungen ihrer Länder machen. Wenn ihre Publikationen in Europa (mit Ausnahme der iberischen Halbinsel) weniger bekannt sind, so liegt das in der Hauptsache an sprachlichen Schwierigkeiten, teilweise aber auch am recht sporadischen Erscheinen ihrer Arbeiten und Zeitschriften.

Eine dieser ausgesprochen profilierten Persönlichkeiten ist *Paulo de Carvalho-Neto*, der kürzlich einen Ruf an das Department of Spanish and Portuguese der University of California in Los Angeles angenommen hat. Neben theoretischen Arbeiten der Folklore hat er wegweisende Bücher über Brasilien, Paraguay, Uruguay und Ecuador verfasst. In den Rahmen einer systematischen Übersicht über Ecuador gehört seine *Geografía del folklore ecuatoriano* (Quito, Editorial Casa de la Cultura Ecuatoriana, 1967. 147 S., 17 Karten). Dieses Buch ist unter die Atlaswerke zu zählen, wenn es auch etwas anders durchgeführt ist (vielleicht beeinflusst von Fritz Krüger?). Carvalho-Neto geht der geographischen Verbreitung verschiedener volkskundlicher Erscheinungen nach (z.B. Masken, Spiele, Prozessionen, Feste, Speisen) und ordnet sie nach Provinzen. Ein Verzeichnis aller Stichwörter verweist dann auf die Provinzen, in denen das betreffende Faktum vorkommt. Den Beschluss bildet ein Versuch, aus den Ergebnissen Volkskunderegionen zu definieren und abzugrenzen. – Vom gleichen Verfasser stammt auch das Buch *Cuentos folklóricos del Ecuador. 52 registros de la tradición oral* (Quito, Editorial Universitaria, 1966. 305 S.). Diese Märchensammlung stellt die erste Edition auf dem Gebiet der Volkserzählung in Ecuador dar; mit ihr ist, wie Kurt Ranke in seinem Begleitwort sagt, ein weisser Fleck auf der Landkarte der Volkserzählforschung ausgefüllt. Ein Grossteil der Erzählungen dürfte aus dem europäischen Traditionsbereich stammen; einige sind aber nur aus Südamerika bekannt. Das beigelegte, übersichtlich geordnete Typenverzeichnis zeigt klar, dass einige

Nummern weder im Typenverzeichnis Aarne-Thompson noch in demjenigen von T. L. Hansen (über Südamerika) registriert sind. – Zu den mehr theoretischen Werken rechnet Carvalho-Neto sein Buch *Folklore poético. Apuntes de sistemática. En addenda: Cancionero ecuatoriano por Vicente Mena y Mercedes Montero* (Quito, Editorial Universitaria, 1966. 295 S.). Hier gibt er – aus mehreren südamerikanischen Ländern mit Beispielen belegt – eine Systematik der Lieder (mit Einschluss der Kinderlieder), Sprichwörter und Rätsel. Der Band ist versehen mit Anmerkungen, einer Bibliographie, der Angabe der Gewährsleute und mit Indices. – Zum Wirken des Forschers in Ecuador gehört auch die Herausgabe des 2. Bandes (1966) der «*Revista del folklore ecuatoriano*» (Quito, Casa de la Cultura Ecuatoriana; gedruckt für das Instituto Ecuatoriano de Folklore). Darin sind erwähnenswert vier Aufsätze über religiöse Feste, die deswegen interessant sind, weil verschiedene Kulturen in ihnen ihren Niederschlag gefunden haben. Sie stammen von *Paulo de Carvalho-Neto* (Fiesta de la Mama Negra; religiöses Spiel zum Fest der Schwarzen Madonna, Ende September, mit Anführung der Personen, ihrer Rollen, Texte und Lieder), *Oswaldo Viteri* (Señor de la Buena Esperanza; Ende April, 1. Mai), *Dario Guevara* (La quema del Año Viejo in Quito; Silvesterbrauch in Quito) und *Segundo Luis Morena* (El equinoccio de setiembre in Cotacachi. La fiesta de Santa Ana). *Vicente Mena* bringt eine Liste von Rätseln aus Ecuador und *Ehvia de Tejada* gibt einen schönen Bericht über die Töpferei von Pujili mit den Verfahren des Töpfers und den von ihm hergestellten Produkten.

Von der vom Comité Interamericano de Folklore herausgegebenen und in Lima (Perú) erscheinenden Zeitschrift «*Folklore Americano*» ist der Band 14 (1966) publiziert. Wir erwähnen daraus zwei Aufsätze; der eine stammt von *G. und A. Reichel-Dolmatoff*, *Notas sobre un movimiento apocalíptico en el Chocó, Colombia*. Es handelt sich um eine mehrheitlich negroide Bevölkerung, die von dieser religiösen Heilserwartung erfasst ist; die Verfasser ziehen auch weitere religiöse Bewegungen in Kolumbien heran; sie geben im Anhang ein ausführliches Gebet zum Heiligen Grab wieder; nützlich ist die Bibliographieliste. Der andere Beitrag ist von einem amerikanischen Professor geschrieben: *Américo Paredes*, *El folklore de los grupos de origen mexicano en Estados Unidos*. Hingewiesen sei noch auf einen Beitrag aus dem Gebiet der magischen Volksmedizin: *Virginia Rodríguez Rivera*, *Plantas mágico-curativas (El estafiate)*.

Ein grosses und für die ganze lateinamerikanische und iberische Volkskultur ausserordentlich bedeutsames Werk ist von *Felix Coluccio* begonnen worden: *Enciclopedia folklórica americana e ibérica* (Buenos Aires, Luis Lasserre y Cia., Editores); der erste Band ist publiziert (1966: A–D; 363 S., zahlreiche Abbildungen). Ein Dreigespann von hervorragenden lateinamerikanischen Volkskundlern hat sich hier zusammengetan, indem der Brasilianer *Renato Almeida* das Vorwort und der Argentinier *Augusto Raúl Cortázar* den Epilog zum Wörterbuch von Coluccio schrieben. Durch sein früher erschienenes zweibändiges Werk «*Diccionario folklórico argentino*» hatte sich Coluccio bereits in die Materie eingeschafft. Bis er aber sein neues Kompendium beisammen hatte, vergingen Jahre mühsamer Vorarbeiten, für die wir ihm unseren Dank zollen. Die Mitarbeit von lateinamerikanischen Volkskundlern aus allen Ländern, von portugiesischen und spanischen Kollegen erlaubt zum erstenmal einen Gesamtüberblick über die ibero-amerikanischen und iberischen Kulturkreise. Das gesamte Werk ist ausserordentlich grosszügig geplant; es sind im ganzen acht Bände vorgesehen, von denen die ersten vier dem amerikanischen Teil, die folgenden beiden dem europäischen Teil und die letzten zwei dem bibliographischen und allgemeinen Teil vorbehalten sind. Die Anlage ist so durchgeführt, dass am Schlusse von jedem Stichwort Nummern stehen, die auf die entsprechenden Nummern im Bibliographieteil Bezug haben. Wir möchten auch die klaren Zeichnungen und die teilweise ganz ausgezeichneten Photographien hervorheben. Aus dem ersten Band erwähnen wir an ausführlicheren Stichworten: Rätsel, Wasser, Töpferei, Amulett, Pflug, Volkskunst, Tanz, Strohkörbchen, Hexe, Ross und Reiter, Blasintsrumente, Jahresfeste, Karneval, Karren, Kreuz, Märchen, Teufel, Heiligkreuzfest, Allerseelentag. Der ganze Band zeugt von durchdachter, wissenschaftlicher Planung, und wir dürfen dem Werk nur einen guten Fortgang wünschen.

Wildhaber



*Regionale Volkskunde*

*Annie Reffay*, La vie pastorale dans le massif du Chablais. Thèse, Novembre 1966. Faculté des Lettres et des Sciences Humaines de Grenoble; Institut de Géographie Alpine. 234 p., dactyl., 15 tableaux statistiques, 16 fig., 17 pl. – Als Résumé: Vie pastorale d'une moyenne montagne: Le Chablais. *Revue de Géographie Alpine* (Grenoble), t. 55, fasc. 3 (1967) 401–468, 4 cartes, 8 phot.

Die Verfasserin legt uns in ihrer umfangreichen Dissertation eine wohlausgewogene und sorgfältig dokumentierte Studie über einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten Bereich der «géographie humaine» vor: das Wesen und die Funktion des Alpbetriebes in früherer und heutiger Zeit und seine Aussichten für die kommende Zeit. Wir möchten die Arbeit als «Soziologie der Alpwirtschaft» bezeichnen; wir dürfen diese Bezeichnung sogar in ihrer Verallgemeinerung belassen, denn was auf die südlich vom Genfersee und westlich vom Unterwallis gelegenen französischen Alpen des Chablais Gültigkeit hat, lässt sich – cum grano salis – ebenso sehr auf schweizerischen, italienischen und österreichischen Alpen anwenden. Die von der Verfasserin aufgeworfenen Probleme bleiben mehr oder weniger die gleichen für alle diese Gegenden. Wir dürfen also ruhig sagen, dass wir hier eine Art von Modellfall für Alpbetrieb – und auch für Bergbauerntum – erhalten. Zunächst führt die Verfasserin, in historischer Sicht, die Gründe für die Begünstigung der Alpwirtschaft des Chablais an: fruchtbare, weit ausgedehnte Weidegebiete. Seit den Zeiten der Burgunder sind temporäre Wanderungen und Sömmern des Viehs auf den Alpen bekannt. Im 12. Jahrhundert erhalten die neu gegründeten Klöster vielfach Talboden mit den dazugehörigen Alpen geschenkt; sie erkennen ihren Nutzen sehr bald und suchen die Rechte der Gemeinden einzuschmälern, was dann zu gegenseitigem Viehraub und zum Zerstören der Alphütten führt. Später verpachten die Klöster ihre Alprechte an die Gemeinden, meist gegen Naturalabgaben von Alpprodukten. In der Neuzeit zeigt es sich, dass die Viehzucht die einzig mögliche Form der Lebenshaltung ist; aus diesem Grunde muss das Alpwesen ganz in diesen Dienst gestellt und möglichst intensiv gestaltet werden, um lebenskräftig zu bleiben. In einem weiteren Abschnitt werden die Besitz- und die Nutzungsverhältnisse der dortigen Alpen beleuchtet. Der Besitz kann, wie überall, in den Händen der Gemeinde, einer Genossenschaft oder von Privaten sein. Nach der Nutzung kann man unterscheiden: Grossalpen kollektiv genutzt, Grossalpen individuell genutzt, Kleinalpen. Die Kleinalpen sind in Privatbesitz; es sind häufig Rodungsalpen, weil die Gemeinden sich gegen eine Aufteilung des Gemeinbesitzes gewehrt haben, so dass der Einzelne sich neuen Boden selber schaffen muss. Es gibt auch Alpen, die im Besitz einer «Société bourgeoise» sind (was vermutlich bei uns einer Bürger- oder Ortsgemeinde im Gegensatz zur politischen Gemeinde entspricht). Als häufiges Betriebssystem findet sich einzelwirtschaftliche Nutzung bei gemeinschaftlichem Besitz. Die Verfasserin geht aber noch in weitere Einzelheiten, immer mit statistischen Tabellen belegt. Als Bewirtschaftungssysteme kommen vor: man bleibt den ganzen Sommer über am gleichen Ort, man bezieht verschiedene Stafel auf der gleichen Alp (bei uns: Untersäss, Mittelsäss, Obersäss) oder man wechselt von einer Alp auf eine andere über. Das frühere System der «montagnettes», die sich direkt oberhalb des Dorfes befinden und nicht Alpen im eigentlichen Sinn sind – die Verfasserin vergleicht sie mit den schweizerischen Maiensässen – ist heute aufgegeben; auf diesen Weiden wird nur noch geheut, aber nicht mehr im Herbst geweidet. – Dann werden einzelne Fragen des eigentlichen Alplebens gestreift: Ställe und Wohn-Milchwirtschaftsgebäude, Personal, Hirte. Auf kleinen Alpen gehen Frauen und Kinder auf die Alpen, während die Männer die Landwirtschaft im Tal besorgen; andernorts geht die ganze Familie auf die Alp (an einem Ort wird sogar die Schule auf die Alp verpflanzt). Es gibt auch einen Ort mit noch eigenartigerer Teilung: ein Teil der Familien geht auf die Alp und besorgt die Wartung des Viehs der ganzen Gemeinde, während der andere Teil die gesamte Landwirtschaft im Tal übernimmt. Im allgemeinen gilt für das Chablais, dass die Unterschiede zwischen der Lebensführung im Tal und derjenigen auf der Alp nicht besonders auffällig sind.

Aber nun stellen sich mit zwingender Notwendigkeit die Fragen für die Zukunft: «il faut se demander si le maintien de la vie pastorale est possible et souhaitable. Autrement dit, l'exploitation des alpages est-elle toujours rentable? Est-elle volontiers pratiquée? Peut-elle s'accommoder de l'expansion touristique?» Die Verfasserin wägt nun in aller Objektivität Argumente und Gegenargumente für diese bedeutsamen Fragen ab. Die rationelle Bewirtschaftung drängt zum völligen oder wenigstens teilweisen Aufgeben der Alpen; bei kleinen Alpen ist ihre Ausnützung meist nicht mehr eine vitale Notwendigkeit; bei grossen Alpen sind Zugangsmöglichkeiten, vor allem aber Personalbeschaffungsprobleme entscheidend. Der Beruf des Alphernters enthält nichts Anziehendes mehr; von 1950 bis 1965 ist die Zahl der mit dem Alpwesen beschäftigten Personen von rund 1500 auf rund 500 gesunken. Der entscheidende Faktor aber ist der Tourismus, dessen Zunahme in Wechselwirkung zum Abnehmen des Alpwesens zu sein scheint, und zwar ist es vor allem der Sommertourismus, dessen Wirkungen einschneidend spürbar sind. Die Sommerferienhäuschen nehmen Boden weg und verteuern die Bodenpreise; die Einheimischen suchen Verdienst bei den Restaurants und Touristenorganisationen. Wo Alpwirtschaft im Sommer und Sport im Winter betrieben werden könnten, wäre eine Symbiose zwischen beiden denkbar und günstig, sowohl für die Benützung der Gebäulichkeiten als für die Verdienstmöglichkeiten des Personals; aber die Praxis entwickelt sich anders. Und trotzdem benötigt der Tourismus die Produkte der Alp- und Milchwirtschaft. Die Verfasserin schliesst ziemlich resigniert: «l'on peut craindre que les alpages ne deviennent des 'colonies de vacances' pour les gémissements de la plaine ou les pelouses jardinées à grand frais d'un vaste parc de récréation».

Wildhaber

*Jean Follonier, Valais d'autrefois. Neuchâtel, V. Attinger, 1968. 203 p. et 8 p. d'ill.*

Jean Follonier hält in dem Buche Valais d'autrefois seine Erinnerungen und Beobachtungen als Lehrer in einer einfachen Walliser Berggemeinde fest. Hauptanliegen ist ihm, in dem raschen Wandel, der ins Wallis von gestern einbricht, einen Weg und eine menschliche Haltung zu finden. Es hilft wenig, den alten Gewohnheiten nachzutruern oder sich beim Anblick abgelegter Trachtenstücke in einem schwärmerischen Traum zu verlieren. Follonier weiss, dass das Leben weitergeht und weitergehen muss. Darum sucht er das Bleibende, das, was jeden Modernismus und jede Euphorie der Technik überdauert, in der Haltung des Walliser Menschen ausfindig zu machen. Diese Grundhaltung des Menschen veranschaulicht er in 7 grossen Kapiteln, die er mit: les nourritures, science et mystère, les mains agiles, portraits, les compagnons und adieu überschreibt.

Für den Volkskundler fällt dabei allerlei Interessantes und Wissenswertes ab. Follonier schreibt nicht eine Volkskunde seines Heimatortes, aber wenn er zeigt, wie der Mensch sich früher und heute der Magie gegenüber verhält, ist ihm der Volkskundler dankbar für seine Beobachtungen. Jeder Seite spürt der Leser an, dass die erwähnten Beispiele und Erlebnisse nicht erfragt oder erfunden sind, sondern vom Autor direkt erlebt wurden. Darin liegt wohl für den Volkskundler der Wert des Buches, dass hier einige Dokumente über das Verhalten des Volkes geboten werden, unsystematisch, in erzählender Form, aber gezeichnet durch das persönliche Erlebnis und darum zu innerst wahr.

W. Egloff

Essai de monographie comparée de deux villages du canton de Vaud, Oppens et Orzens, publié avec le concours du Fonds National Suisse de la Recherche scientifique par G. Nicolas, Vésale van Ruyambeke, Sigrid Unterfichter, Pierre Thomas, A. Besson, E. Gubéran du Groupe de recherches en anthropologie, Lausanne. Montreux, Imprimerie Ganguin & Laubscher, 1965. 517 S., zahlr. graphische Darstellungen, 6 Karten, 13 Photos.

Der mit zahlreichen graphischen Darstellungen und Tabellen ausgestattete Text vermittelt die Resultate einer mit minutiöser Gründlichkeit und Sorgfalt geführten Untersuchung, deren Gegenstand zwei Bauerndörfer des Bezirkes Yverdon sind. Ziel der Untersuchung war es, die mannigfaltigen äusserst komplexen Ursachen und Beziehungen der modernen wirtschaftlichen Entwicklung bäuerlicher Betriebe aufzuspüren und zu analysie-

ren. Die beiden Gemeinden Oppens und Orzens wurden deshalb gewählt und in ständigem Vergleich einander gegenübergestellt, weil sich in ihnen zwei mögliche Reaktionen der traditionell-bäuerlichen Gesellschaft auf die Gegebenheiten und Tendenzen moderner Wirtschaftspolitik abzeichnen, während die natürlichen Umweltfaktoren für beide Dörfer sozusagen identisch sind. In der Forschungsgruppe arbeiteten mit: ein Ökonom, ein Geograph, ein Historiker, ein Jurist, ein Psychologe, ein Agraringenieur, ein Arzt und ein Statistiker. Das Hauptgewicht liegt auf der Untersuchung ökonomischer Fragen, doch wurde bei der engen Verflechtung wirtschaftlicher Phänomene mit sozialen, psychischen und historischen Gegebenheiten der Fragenkreis so ausgeweitet, dass die Bezeichnung «anthropologische Untersuchung» (und zwar kulturanthropologische Untersuchung), wie sie von den Autoren als angestrebtes Ziel genannt wird, weitgehend als gerechtfertigt erscheint. Die Unterschiede zwischen den beiden Dörfern zeigen sich schon im ersten Kapitel, in welchem die demographischen und sozialen Strukturen aufgezeichnet werden: die Bevölkerung Oppens ist stark überaltert, die Zahl der Geburten und der Heiraten geht immer mehr zurück, da ein grosser Teil der jungen Generation in die Stadt abwandert. Die Besorgnis der Zurückgebliebenen um die Zukunft ihrer Höfe, ihres Dorfes schafft eine gespannte Atmosphäre, die sich vor allem gegen die neu zugewanderten Bauern und Landkäufer, die «Fremden» richtet, die von den Alteingesessenen kaum akzeptiert werden. Die Bevölkerungsabnahme, die anfangs dieses Jahrhunderts begonnen hat, hält immer noch an. Anders liegen die Verhältnisse in Orzens: die Bevölkerungszahl wächst – mit Unterbrüchen – seit der Mitte des letzten Jahrhunderts dank dem Umstand, dass «Fremde» vor allem durch Einheirat gut aufgenommen und eingegliedert werden. Diese Aufgeschlossenheit der Bevölkerung von Orzens, die durch die zugewanderten Elemente noch verstärkt wird, zeichnet sich in einer grossen Zahl von Einzelheiten ab. So ist z. B. die Zahl der Zeitungsläser und die Zahl der abonnierten Zeitschriften in Orzens höher als in Oppens, desgleichen die Zahl der Autos und der Fernsehapparate. Auch das traditionell-bäuerliche Freiheitsbewusstsein und das Gefühl der unbeschränkten Herrschaft auf dem eigenen Grund und Boden («Je suis libre chez moi») und seine Umwandlung in modernes, wirtschaftliches Denken zeichnet sich in der Gegenüberstellung der beiden Dörfer ab und wird von der Forschungsgruppe durch klare statistische Aufstellungen verschiedener Einzelfragen erfasst und in vorbildlicher Knappheit und Zurückhaltung interpretiert.

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Umfrage über das Verhältnis zu den Kranken- und Unfallversicherungen. In Oppens sind 40% der Bevölkerung nicht versichert, die frühere Einstellung den Versicherungen gegenüber («Cela ne se fait pas») ist noch weitgehend lebendig. In Orzens dagegen ist die Tendenz zur Auffassung, dass man versichert sein müsse, ausgeprägt. Auf einem andern Gebiet dagegen setzt sich der bäuerliche Individualismus in beiden Dörfern noch durch: der gemeinschaftliche Ankauf und Gebrauch grösserer landwirtschaftlicher Maschinen begegnet starker Skepsis. Wer überhaupt die Möglichkeit hat, schafft sich eher selber Maschinen an – auch wenn er sie auf seinen Grundstücken nicht voll ausnützen kann –, als dass er sich mit andern Bauern zusammenschliessen würde. Für die Kleinbauern bleibt einzig die Möglichkeit, die Maschine von den grösseren Landbesitzern zu mieten. Die Unterschiede zwischen dem konservativen Oppens und dem fortschrittlicheren Orzens werden auch bei der Lösung des Generationenkonflikts spürbar: die starre Haltung der älteren Generation von Oppens zwingt die junge Generation zum Auswandern in die Stadt, während ein grosser Teil der älteren Bauern von Orzens die Verantwortung für den Hof den Söhnen überlässt und dadurch den Weg zur Erneuerung und Verbesserung der Wirtschaftsmethoden öffnet. Die sich wandelnde Einstellung der Bauern zu ihrem Hof und ihrer Arbeit zeigt sich unter anderem auch sehr schön in dem kleinen Abschnitt, der den kulturellen Institutionen, dem Männerchor und dem gemischten Chor gewidmet ist. Bezeichnenderweise löste die Gründung des gemischten Chores bei der älteren Generation, besonders den Männern, scharfen Protest aus, denn der Chor gibt den jüngeren Ehepaaren die Möglichkeit, abends auszugehen. Für die ältere Generation sind jedoch der Hof und die Arbeit eine Welt für sich und beinahe Selbstzweck; das Bedürfnis nach Vergnügen gilt als überflüssig und verwerflich.

Für die jüngeren Bauern dagegen, für die der Chor eine willkommene Abwechslung bietet, sind Hof und Arbeit Mittel zum Geldverdienen, die Arbeit wird so stark wie möglich rationalisiert, damit die jungen Besitzer Zeit für Unterhaltung und Vergnügen gewinnen. Am Thema Chor wird auch die soziale Rolle der Frau deutlich: die junge Frau darf den Chor nur dann besuchen, wenn ihr Mann auch Mitglied ist. Die starke soziale Kontrolle erlaubt ihr nicht, sich in Vereinsangelegenheiten zu betätigen, ohne dass ihr Mann durch seine Beteiligung die Erlaubnis gibt. Das gleiche gilt für die politische Betätigung der Frau: nur in Orzens sind drei Frauen Mitglieder des Gemeinderates, doch wird ihre Anwesenheit in diesem Gremium von den meisten Männern scharf missbilligt. Der Grundsatz «la femme au foyer» gilt noch in beiden Dörfern.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt, wie wir eingangs bemerkt haben, auf wirtschaftlichen Problemen. Es würde zu weit führen, auf die ausserordentlich präzisen und detaillierten Aufstellungen und Kommentare im einzelnen einzugehen. Bei einigen der graphischen Darstellungen wird die geringe Zahl der untersuchten Haushaltungen empfindlich spürbar, insofern als eine gewisse Zufälligkeit das Bild prägt. Doch zeigt sich in den zugehörigen Kommentaren wiederum das Positive der Untersuchung kleiner Bevölkerungsgruppen: gründliche Kenntnis und menschliches Erfassen des Individuums in seinen vielfältigen sozialen und kulturellen Beziehungen. Die Arbeit der anthropologischen Forschungsgruppe von Lausanne ist ein vorbildhaftes Beispiel für die Zusammenarbeit von Vertretern verschiedener Disziplinen zur Erreichung eines abgerundeten Untersuchungsergebnisses.

Christin Osterwalder

*Gérald Berthoud*, Changements économiques et sociaux de la montagne. Vernamiège en Valais. Préface d'André Leroi-Gourhan. Bern, A. Francke, 1967. 237 S., 39 Abb. im Text, 25 Photos auf Taf. (Travaux publiés sous les auspices de la Société suisse des sciences humaines, 8).

Der Blickwinkel dieses Werkes ist wirtschaftlich-soziologisch; da sich aber Einbrüche und Wandlungen in erster Linie und am folgenreichsten auf dieser Ebene abspielen, ist ein solches Vorgehen gerechtfertigt und ertragreich. Überdies werden in einem ersten Teil geographische und historische Gegebenheiten und Entwicklungen dargeboten und so die Leser in den Stand gesetzt, die statistische Dokumentation und deren Interpretation auf einem lebendigen Hintergrund zu lesen. Die persönliche Anteilnahme des Autors, spürbar sowohl als wissenschaftliche Faszination am Phänomen des vor seinen Augen sich abspielenden Wandels als auch als mitmenschliche Besorgnis über die weitere Entwicklung seiner Untersuchungsgemeinde, macht die Lektüre des Bandes anregend und nachdenklich. Die Entwicklungsgeschichte des Dorfes, deren einschneidende Veränderungen sich in die letzten 30 Jahre drängen, unterteilt Berthoud in seinem «essai de synthèse» (S. 214) in fünf Abschnitte und charakterisiert sie folgendermassen:

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts: Beharrliche Kämpfe für eine absolute Autonomie der Gemeinde; reibungslose Wirksamkeit der Gemeinde-Institutionen; Zusammengehörigkeitsgefühl in psychologischer und soziologischer Hinsicht.

1900 bis 1930: Absolute Autonomie; keine Auseinandersetzung mit Gegenwirkungen von aussen; keine tiefgreifenden wirtschaftlichen Veränderungen.

1930 bis 1950: Vermehrte Öffnung gegen aussen; die Gemeinde-Institutionen beginnen, von ihrer bindenden Kraft zu verlieren; bei andauerndem Bevölkerungszuwachs Schwund der psychologischen und sozialen Zusammengehörigkeit und Einheitlichkeit.

1950 bis 1960: Vollständige Öffnung gegen aussen; zunehmende Bedeutung der «Arbeiter-Bauern» (mit allen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Folgen); die Gemeinde-Institutionen verlieren mehr und mehr an Bedeutung; einschneidender Bevölkerungsrückgang.

Seit 1960: Die Gemeinde-Institutionen an sich sind in Frage gestellt; Übergang vom traditionsgebundenen Leben zu einem städtischen Lebensstil.

Was hier in abstrakter Synthese – im Sinne bekannter Schlagwörter, wie «Landflucht» und «Verstädterung» – erscheint, ist das Resultat einer imponierenden analytischen Aufklärung des wirtschaftlichen und sozialen Gefüges der letzten 100 bis 150 Jahre. So



wie Berthoud im 1. Teil neben geographischen und historischen Fakten die demographische Entwicklung darstellt, verfolgt er im 2. Teil die Wandlungen, die sich ergeben im Siedeln und Wohnen, in den Verhältnissen von Grundbesitz und dessen Nutzung; er untersucht das Produktionssystem in seiner archaischen, agro-pastoralen Struktur, in seiner Prägung des Arbeitsjahres, in seiner wirtschaftlichen Bilanz, wobei die Studie durch die Berücksichtigung der Ergologie eine bedeutende Ausweitung erfährt. Wird in diesen Kapiteln vor allem gezeigt, wie sich das Leben der Einwohner von Vernamiège in individueller und wirtschaftlicher Hinsicht wandelt – und durchaus nicht nur nach der negativen Seite hin –, so macht Berthoud im letzten, das den «Institutions communautaires» gewidmet ist, an den Einrichtungen von Bewässerungsordnung, Alpgenossenschaft und Burgergemeinde deutlich, wie durch die Auflösung des autarken, einheitlich agropastoralen Systems, das früher das Fortkommen des Einzelnen allein ermöglichte und gewährleistete, seine zwingende Rolle verliert, ja für die Mehrzahl der Einwohner gegenstandslos wird.

Der Verdacht, dass dieses rein ökonomisch gesehen verständliche Desinteresse an wirtschaftlich-kommunalen Angelegenheiten nur Teil eines umfassenden Mangels an Gemeingeist ist und damit einen eigentlichen Bruch in der sozialen Einheitlichkeit zur Folge hat, bestätigt sich und wird von Berthoud am Beispiel der gegenseitigen Hilfeleistung dargelegt: «On achète un service au sein de la communauté comme on achète un produit quelconque sur le marché, d'une manière presque aussi impersonnelle. Le service demandé sera bien payé, afin de supprimer toute dépendance mutuelle. Par cette discontinuité voulue, on renonce délibérément à établir un réseau d'obligations réciproques. A peine créée, la relation disparaît» (S. 214). Immerhin scheint es für Berthoud nicht ausgeschlossen, dass die gegenwärtige Lage einmal nur als vorübergehende Krise angesehen werden müsste, dass die Gemeinde wieder zu einer «véritable personnalité économique et sociale» (S. 212) zurückfinden könnte. Allerdings bedürfte dies einer «prise de conscience collective», zunächst bei der restlichen bäuerlichen Einwohnerschaft (1963: 25,5% im Durchschnittsalter von 52½ Jahren oder 14,1% aller Haushaltungen) mit ihrer starken Verwurzelung in jenem System, welches die unbedingte Einordnung in ein gemeinsames, geregeltes Verhalten forderte, sich jahrhundertlang bewährte und gar zum erfolgreichen Kampf um vollkommene Unabhängigkeit befähigte, welches nun aber im Zusammenprall mit den Forderungen und Möglichkeiten der Mitte des 20. Jahrhunderts gerade wegen seiner Starrheit, wo weder schöpferische Neuerung noch fortschrittliche Initiative Platz fanden, zum Scheitern verurteilt ist. Es bedürfte aber auch einer Besinnung bei der jüngeren Generation, bei den «Arbeiter-Bauern» (1964: 56,3% aller Haushaltungen) deren Landwirtschaftsbetriebe von kleiner und mittlerer Grösse (1–3, bzw. 3–5 ha) meistens nur als «exploitations sous-marginales» (S. 98) überleben, die Frauen (tägliche Arbeitsstundenzahl 12–16) und Kinder mit Arbeit übermässig belasten und den Mann in die Doppelstellung zweier Berufe zwingen, die sich nicht ohne Schaden vereinigen lassen. Der Verdienst aus der industriellen Arbeit macht es überflüssig, sich für entscheidende Schritte zur Sanierung der Landwirtschaft zu entschliessen, so dass Berthoud mit Recht von einer «influence néfaste et simplificatrice du double statut professionnel» (S. 98) spricht. Es zeugt also vielleicht nicht nur von zunehmender Bequemlichkeit, wenn 1964 von den Haushaltungen, deren Ehegatten weniger als 30 Jahre alt sind, kein einziger in die Kategorie «ouvrier-paysan» zu zählen ist (S. 173).

Dass das Problem der Gesundung der Gemeinde in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht aber auch bei der nichtbäuerlichen Bevölkerung auf Verständnis für die Landwirtschaft stossen muss, ist nicht nur ein Gebot der Solidarität, sondern liegt darin begründet, dass jeder Einwohner von Vernamiège – ob Mann oder Frau – Grundbesitzer ist. Diese eindrucksvolle materielle Verbundenheit mit dem Boden hat ihre Ursache in dem alten und bis heute noch nicht angetasteten System der Erbteilung zu gleichen Teilen an alle Kinder. Was dies im konkreten Fall heisst, wird von Berthoud mit einem Beispiel von 1957 illustriert, wo der Grundbesitz zu Lebzeiten des Vaters – eines Bauern – unter seine sieben Kinder verteilt wird. Der elterliche Grundbesitz umfasst zu diesem Zeitpunkt Wiesen,

Äcker, Weiden, Maiensässe, Wald, Gärten und Weinberge, total 4,19 ha, auf 167 Parzellen verteilt. Er ist im Laufe der Ehe durch Vererbung, Teilung, Kauf und Tausch auf dieses Ausmass angestiegen, wobei der Vater in den Jahren 1923–1953 58 Parzellen, z.T. zu hohen Preisen, erworben hat, zunächst wohl, um sich selber einen lebensfähigen Betrieb zu schaffen, dann aber vor allem, um einmal jedem seiner Kinder ein anständiges Los überlassen zu können. Damit die grösstmögliche Gleichheit der Erbteile gewährleistet ist, werden in Anwesenheit der ganzen Familie die 167 Parzellen nach Beschaffenheit, Lage, Ertrag und Zugänglichkeit in Gruppen und Untergruppen eingeteilt, was im vorliegenden Fall zu 11 Kategorien führt. Da nun jedes der sieben Kinder aus jeder Kategorie seinen Teil haben soll, werden in allen Kategorien sieben gleichwertige Lose zusammengestellt (Ertrag berechnet nach in Tuch eingeschlagene Bürden Heu, nach Anzahl Litern Wein), wenn möglich ein gewisses Zusammenlegen der Parzellen beobachtet. Sind die 77 Lose bereinigt, kann jedes Kind eines aus jeder Kategorie ziehen. Was «numerisch» als gleichmässiger Besitz (durchschnittlich 55–60 a auf 20–25 Parzellen) erscheint, ist in Wirklichkeit ein maximaler Streubesitz, verteilt auf das ganze Gemeindeterritorium, wie es Berthoud mit einer Skizze des Katasterplans mit sämtlichen Parzellen der Gemeinde und den farbig eingetragenen Erbstücken drastisch veranschaulicht (Fig. 31, S. 130). Solches wäre vor 20, 30 Jahren ein durchaus tragbares Resultat gewesen: die Kinder wären damit alle theoretisch in den Stand gesetzt worden, einen Haushalt zu gründen (andere Einkünfte als landwirtschaftliche waren damals nicht denkbar und nicht möglich), und dank der endogamen Heiratspraxis (bis 1955 sind über 70%, 1916–1926 100% der Ehen endogam; 1956–1963 nur noch 47,6%, S. 76) hätten sich wohl die grössten «Fehler» der Pulverisierung des Besitzes wieder ausgleichen lassen. Wie sieht es heute aus? Alle Kinder sind verheiratet; 4 davon exogam; 3 Kinder leben in Sion, je eines in Lausanne, in Zürich und im Neuenburger Jura; nur die älteste Tochter ist in Vernamiège verheiratet. 1957 hatte sich der Vater für einen Drittel des Besitzes das Nutzniessungsrecht vorbehalten und sich ebenso die Bewirtschaftung für einen beträchtlichen Teil der Kindergüter reserviert, um den eigenen Betrieb noch aufrecht erhalten zu können. Diese vorsorglichen Massnahmen erweisen sich nun als überflüssig: über seine eigene Arbeit hinaus bearbeitet er die Güter zweier seiner Kinder; eines konnte sie verpachten; für drei Geschwister besorgt die älteste Tochter mit ihrem Mann die Arbeit. Trotz diesen bedauerlichen und unbefriedigenden Zuständen befürwortet der Vater noch jetzt die Teilung zu gleichen Teilen – *pour éviter les jalousies* – und vertritt damit die Einstellung der Leute repräsentativ. Selbst wenn gewisse Güter heute unbebaut liegen gelassen werden müssen – noch 1963 rief solches einen Skandal hervor –, so könnten sie doch in Krisenzeiten helfen, die elementarsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Eine Sanierung der Gemeinde hätte, auch wenn nur ein kleiner Teil der Einwohner Landwirtschaft betreiben würde – was durchaus wünschbar wäre –, von einer Güterzusammenlegung, einer Zonenplanung (Sektoren für Spezialkulturen, für touristische Belange, für reines Wohngebiet usw.) auszugehen. Wird es gelingen, das Gemeinwohl über die materielle Verbundenheit mit dem Boden zu setzen? Die Arbeit Berthouds wäre hierfür ein eindringlicher Appell an die Verantwortlichen. Darüber hinaus ist sie ein überzeugender Beweis für die lohnende und fruchtbare Forschung der «anthropologie sociale», mit deren Geschichte und Methode er sich in der Einführung (S. 15–30) auseinandersetzt.

Elisabeth Messmer

*Leopold Schmidt*, Volkskunde von Niederösterreich. 1. Band. Horn (Niederösterreich), Verlag Ferdinand Berger, 1966. 400 S., 6 Karten im Text, 65 Abb. auf Taf.

Hier haben wir eine «Volkskunde», die nicht auf dem, zwar durchaus praktischen, aber etwas abgeleiteten und altmodischen Schema der üblichen Heimat- und Regionalvolkskundebücher aufgebaut ist, sondern die versucht, das Faktenmaterial zu gestalten und in modern gesehene Zusammenhänge einzuordnen und sinnvoll herauszuheben. Es wird damit recht eigentlich eine «Volkskunde» unserer Zeit, ein Volkskundebuch eigener Prägung, Leopold Schmidtscher Prägung. Schmidt gibt zunächst einen sehr kundigen

und erstaunlich in Einzelheiten gehenden Überblick über die Geschichte der Forschung, wobei die germanisierenden Tendenzen mit wohlthuender Klarheit abgelehnt werden; ebenso sympathisch berührt seine Verwendung des Ausdrucks «Rückwanderungen» von deutschen Volksgruppen aus dem Osten und Südosten nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Kapitel über Volksgeschichte und vor allem über Besiedlung versuchen neue Wege zu gehen, indem die wirkenden Geisteskräfte als gestaltende Zeitfaktoren herausgestellt werden und das bis anhin immer vertretene, ewig anhaltende, stammesbedingte Charakteristikum auf wohl überlegte und sorgfältig herausgearbeitete Weise in den Hintergrund tritt. Im Kapitel über die «Gesellschaft» finde ich den Abschnitt über die Einzelpersönlichkeiten, die outsiders, sehr schön; sie dürfen nicht ausser acht gelassen werden, wenn man das Volk eines Landes in seiner Gesamtheit betrachtet. Ebenso gut ist die Gestalt des Hirten und seine Geisteshaltung herausgearbeitet; dieser Abschnitt findet sich im Kapitel über «Wirtschaft», in dem Leopold Schmidt seine zahlreichen früheren Einzelstudien besonders ergiebig verwerten konnte. Beherzigenswert sind da auch die knappen Bemerkungen über die Kontinuität der Geräte (S. 180). Die weiteren Kapitel befassen sich mit Siedlung, Haus und Hof und Volksnahrung. Bemerkenswert und höchst verdienstlich sind die erstaunlich vielen Angaben über die jeweiligen Bildzeugnisse aus älterer und neuerer Zeit. Ein zweiter Band, der die «geistige» Volkskultur darzustellen hätte, ist geplant.

Im einzelnen wären einige Bemerkungen zu machen. Warum Schmidt bei genau angegebenen Wörtern von einem «slavischen» Wort spricht, ist mir nicht klar; er spricht ja auch nicht von einem «germanischen» oder «romanischen» Wort; die betreffende slavische Sprache wäre jeweils anzugeben. Das Wort «mociđlo» z.B. (S. 220) scheint mir in der vorliegenden Form unmöglich (kroatisch heisst es «moćilo»). – Den Ortsnamen «Harlanden» auf die Heruler zu beziehen (S. 218) scheint mir sehr gewagt; «har» ist Flachs (übrigens nicht nur im Altbaierischen, S. 220); Harlanden wären dann die «Flachsländer» (wie es im Graubünden eine Reihe «Hanfländer» als Flurbezeichnungen gibt). – Die Alemannen haben nie «ganz Rätien» besetzt (S. 60); im Kanton Graubünden haben sie einen kleinen Teil «besetzt»; in einem anderen Teil wurden sie zur Ansiedelung aufgefordert; der Rest blieb rätisch. – Warum soll die Weinbau-Terrassierung «chinesisch» anmuten (S. 229)? Diese Art der Bodenbenutzung ist mediterran – übrigens auch im Kanton Wallis – völlig selbstverständlich. – Auf das Konto des Druckers gehen einige Ungereimtheiten: ausgelassene Zeilen, Nicht-Übereinstimmung der im Text genannten Abbildungsnummern mit den zugehörigen Abbildungen, vertauschte Titel (S. 214 und 218).  
Wildhaber

Lietuvių etnografijos bruožai [Abriss der litauischen Ethnographie]. Vilnius, Valstybinė politinės ir mokslinės literatūros leidykla, 1964. 683 S., 286 Abb., 16 Farbtaf. Deutsche Zusammenfassung S. 611–655.

Dieser schon vor einiger Zeit erschienene Abriss der materiellen Volkskultur Litauens ist uns erst kürzlich in die Hände gekommen; wir möchten nicht verfehlen, auf ihn aufmerksam zu machen, weil er ein reichhaltiges Bildmaterial bietet und weil die deutsche Zusammenfassung wenigstens einen Einblick in die heutige litauische Forschung erlaubt. Allerdings kann sie sich bei weitem nicht neben den grossen, deutsch geschriebenen «Abriss der estnischen Volkskunde» stellen; wir möchten sehr hoffen, dass auch die litauische Sowjetrepublik sich zu einem ähnlichen Unternehmen entschliessen wird. Die vorliegende Monographie ist verfasst von den Mitarbeitern des Sektors für Ethnographie am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der litauischen SSR (das Inhaltsverzeichnis gibt die Verfasseramen bei den einzelnen Kapiteln an). Neben der materiellen Kultur werden auch das Familienleben und die sozialen Verhältnisse der Landbevölkerung, vor allem im 19. Jahrhundert, behandelt. Für eine moderne Betrachtungsweise ist es durchaus nützlich, dass die Weiterentwicklung oder Umbildung der geschichtlichen Phänomene für die Erfordernisse des heutigen «sozialistischen Dorfes» berücksichtigt wird. Es wird ausdrücklich erwähnt, dass die Arbeiter-

klasse hier nicht miteinbezogen ist. Der bearbeitete Stoff musste grösstenteils auf ethnographischen Expeditionen der Nachkriegszeit zusammengetragen werden; dazu standen die Sammlungen der litauischen Museen zur Verfügung. Den Abriss über die Geschichte der ethnographischen Forschung in Litauen wird man gerne zur Kenntnis nehmen, besonders weil er objektiv abgefasst zu sein scheint. Einzelheiten der Darstellung verdienen hervorgehoben zu werden, so etwa die Tatsache, dass Bienenstöcke früher gemeinschaftlicher Besitz sein konnten; diese Rechtsform bezeichnete man als «Freundschaft». Auch Kleinvieh, besonders Schafe, konnte gemeinsamer «Freundschaftsbesitz» sein, wobei die Verteilung der Wolle genau geregelt war. Eine weitere Art des gemeinschaftlichen Zusammenlebens war die Vereinigung einiger getrennter Familien zu einer Einheit in bezug auf den für den Grundbesitzer zu leistenden Frondienst; man nannte das «taryba» (Dienst). – Für eine vergleichende Volkskunde wäre eine Darstellung der litauischen Verhältnisse in einer westlichen Sprache sehr verdienstlich. Wildhaber

Dieveniškės. Vilnius 1968. 412 S., Abb. im Text, mus. Noten, 95 Abb. auf Taf.

Wenn wir diese litauische Ortsmonographie, die keine Zusammenfassung in einer westlichen Sprache enthält, hier anzeigen, so tun wir es deshalb, weil sie uns einen so ausgezeichneten Eindruck macht, dass wir bedauern, wenn es nicht möglich wäre, derartige Werke ins Deutsche oder ins Englische zu übersetzen. Man könnte vielleicht die Aufsätze über die Mundart und die Ortsnamen weglassen, aber alle anderen müssten ganz übersetzt werden, damit wir das Bild eines litauischen Dorfes in seiner historischen Gegebenheit und in seinen heutigen Äusserungsformen in voller Frische vor uns hätten. Derartige Monographien vermitteln uns doch wenigstens die Kenntnisse über eine regionale Kultur. Für Dieveniškės hat ein ganzes Team von Mitarbeitern Abhandlungen über seine historische und soziale Umwelt, die «Volkslebensweise» und die Volksdichtung zusammengetragen (die Titel sind als verlockender Aushang in einem deutschen Inhaltsverzeichnis vereinigt!). Das Buch ist gut gedruckt, mit ausgezeichnet klaren Strichzeichnungen über Hausbau und Geräte versehen und mit einer grossee Menge von recht guten Photos ausgestattet. Es müssten natürlich auch die beigefügten Textproben übersetzt werden. Hoffen wir das Beste! Wildhaber

Jörg Ehni, *Das Bild der Heimat im Schullesebuch*. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1967. 296 S. (Volksleben, 16).

Wilhelm Wackernagel hat 1869 einem baslerischen Lehrmittel den folgenden schönen Satz zum Geleit mitgegeben<sup>1</sup>: «So hat das Kind... in dem Lesebuch sein Eins und Alles, den Inbegriff seines Lernens und Wissens, die Grundlage all seiner späteren Kenntnisse, die erste und nachhaltigste Anregung zu allem dem, was noch der Greis von den Dingen dieser Welt und denen, die jenseits dieser Welt sind, denken und empfinden wird.» Wer Lesebücher zusammenstellt, trägt eine schwere Verantwortung, eine Tatsache, die in den letzten Jahren nicht nur in Deutschland auch der Öffentlichkeit bewusst geworden ist<sup>2</sup>. Ehni, Schüler Bausingers, untersucht an 25 seit Kriegsende erschienenen Lesebüchern (für die verschiedenen Stufen der westdeutschen Volksschulen) die literarischen Lesestücke, die der «Heimat» gewidmet sind. Das geschieht mit einem (passiven und aktiven) Stilempfinden von hohem Rang. Bezeichnende Textproben sind in reicher Fülle mitge-

<sup>1</sup> Vgl. Rez., *Schule, Volksbrauch und Volksglaube*, in: *Basellandschaftliche Schulnachrichten* 26 (1964) 72.

<sup>2</sup> Der Freundlichkeit Prof. Erich Gruners verdanken wir die Kopie einer Lizentiatsarbeit an der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern vom Sommersemester 1967: *Ernst Koenig, Soziologische Aspekte ausgewählter Lesebuchtexte*. (Hier sind sechs schweizerische Lesebücher für die 5. Klasse analysiert.) Koenigs Untersuchungen sind seinerzeit auch in der Presse beachtet worden.



teilt, so dass der Leser in der Lage ist zu kontrollieren. Oft bieten sie eine höchst kennzeichnende Ergänzung zu Walther Killys Büchlein vom «Deutschen Kitsch». Das Ergebnis ist für Ehni niederschmetternd: Die Redaktoren der Lesebücher haben vor allem Texte ausgewählt, die ein Bauerntum verklären, das es in der Wirklichkeit kaum mehr gibt<sup>3</sup>. Gegen literarisch gute Proben aus dem 19. Jahrhundert, Gotthelf zum Beispiel, hätte er nichts einzuwenden, aber dass Epigonen eine antiquierte Ideologie hochhalten, das reizt seinen Sarkasmus nicht zuletzt in Erinnerung an die Jahre 1933–1945. Die Verantwortung tragen mehr als die Autoren (zu denen auch Schweizer wie Huggenberger und Hiltbrunner gehören) die Herausgeber, die sich von den Klischees nicht lösen können.

Das Buch ist für die Literaturwissenschaft (vor allem wegen der amüsanten Zusammenstellung von Topoi) und für die Pädagogik noch bedeutsamer als für die Volkskunde; hält man sich aber im Sinne W. Wackernagels vor Augen, dass das Lesebuch wichtige Vorstellungen zu fixieren vermag<sup>4</sup>, so wird man dem Verfasser auch im Namen der Volkskunde Dank wissen. Trümpy

### *Sachvolkskunde*

*Franz Lipp*, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume, Möbel und Hausgerät. Linz, Verlag J. Wimmer, 1966. 290 S., 33 Skizzen und Pläne im Text, 68 einfarbige und 27 vierfarbige Bildtafeln.

Franz Lipp legt ein selten schönes und sorgfältig ausgearbeitetes Buch über oberösterreichische Stuben und ihre Inneneinrichtung vor, gut und angenehm lesbar und höchst geschmackvoll und ansprechend im Bildmaterial und den Textskizzen. Hier sind nicht die Möbel in ihrer technologischen und ästhetischen Vereinzelung gekennzeichnet, sondern sie werden in der funktionellen Zusammenschau des Wohnraumes gesehen. Es kommt auch die wohltuend spürbare Gewissheit hinzu, dass das dargebotene Material aus eigener Anschauung und auf vielen Wanderungen erlebt wurde. Lipp sieht im Raum von Oberösterreich einen besonders günstigen Modellfall, weil durch die Vielfalt seiner Kulturlandschaften sich zwanglos Verbindungen mit den angrenzenden österreichischen Ländern Salzburg, Steiermark und Niederösterreich und auch mit Bayern ergeben. Zunächst umgrenzt und charakterisiert Lipp die neun Kulturlandschaften, wie sie in Oberösterreich unterschieden werden können. Dann geht er auf die Faktoren ein, welche den Innenraum bestimmen; er erkennt sie im Grundriss und der Lage der Stube innerhalb des Hauses, in der Art und der Lage von Türen und Fenstern, in der Art der Wände, der Decken und des Fussbodens, in den Feuerstätten und damit – wenigstens früher im direkten Zusammenhang stehend – der Beleuchtung, und endlich in der eigentlichen Innenausstattung: den Möbeln und den üblicherweise in der Stube vorzufindenden Geräten. Diese Elemente untersucht er nun für jede der Kultur- und Hauslandschaften und belegt sie mit genauen Einzelheiten und vorzüglichen Bildern. Immer wieder kommt es dabei zu systematischen und zusammenfassenden Darstellungen, welche noch dadurch an pädagogischer Klarheit gewinnen, dass sie durch die kurzen einprägsamen Übersichtstitelchen am Rand leicht zu fassen sind. Diese graphisch gute Lösung ermöglicht ein rasches Sich-Zurecht-Finden. Neben den Problemen der Entwicklung der Hausformen bietet sich

<sup>3</sup> Koenig spricht von «symbolträchtiger Überhöhung des Bauernstandes» und verweist auf die Gefahren eines «ritualisierten Traditionalismus». Die untersuchten schweizerischen Lesebücher zeigen fast durchwegs unzeitgemässe Arbeitsmethoden und -geräte. «Die Emanzipation der Frau hat in den Schulbüchern noch nicht stattgefunden», um nur auf einige Punkte hinzuweisen, die sich ganz erstaunlich mit Ehnis Feststellungen decken. Historisch gesehen, erklärt sich die Übereinstimmung aus der engen Verbindung der schweizerischen und der deutschen Pädagogik im 19. Jahrhundert. Im übrigen wirkt die «heroische Epoche» des schweizerischen Lehrerstandes mit all ihren Vorzügen und Nachteilen, ungeachtet auch anderer Strömungen, bis heute noch mächtig weiter.

<sup>4</sup> Koenig reiht das Lesebuch unter die «Massenkommunikationsmittel» ein.

für den Verfasser häufig Gelegenheit, die Eigenarten der Rauchküche, des Rauchstubenhauses und des Rauchhauses zu erörtern. Er betont ausdrücklich, dass ihn zwar in erster Linie die Stube interessierte, «sodann aber auch alle jene Räume, die am Weg zur Stube entstanden oder zurückgeblieben sind». Den gewichtigen Hauptteil des Buches nehmen die bäuerlichen Stuben ein, aber erfreulicherweise hat Lipp auch ein Kapitel über «bürgerliche» Innenräume angefügt, in welchem die Bedeutung der Salzfertiger, der Sensenschmiede, der Leinwandhändler, der Lebzelter und Wachszieher in den kleinen Städten schön zur Geltung kommt. Lipps Betrachtungsweise des funktionellen Ganzen musste es mit sich bringen, dass er auch einen Blick auf die «Stube in Sitte und Brauch» warf. Da geht er – summarisch, weil dies nicht sein Hauptanliegen sein konnte – ein auf den Dreikönigsbogen, die Türschwelle, den Weihwasserkessel, Blitz- und Wetterschutzvorrichtungen, den Herrgottswinkel und den Hausaltar, aber auch auf den «Tisch» mit der Sitzordnung, der Speisenfolge und dem Tischgebet, und endlich auf die Stube als dem Ort des geselligen Zusammenkommens, wo Spinnstuben abgehalten und Stubenspiele aufgeführt werden.

Der Abbildungsteil ist so angelegt, dass bei jedem Bild eine ausführliche Legende steht, welche die Eigenheiten der jeweiligen Stube oder des jeweiligen Möbels knapp heraushebt. In diesen Texten werden auch auffällige Geräte erklärt, oder es wird auf die charakteristische Lage eines Möbels hingewiesen. Es finden sich bei diesen Bildern auch einige Kostbarkeiten, wie etwa der Fussboden aus Tierknochen, mehrere Herrgottswinkel mit dem Bilderschmuck, köstliche «hohe Stuben», eine Uhr mit Hinterglasmalerei. Wo Photos zur Dokumentation nicht vorhanden waren – oder nicht einen Raum umfassend zeigen konnten –, zog Lipp ganz ausgezeichnete graphische Blätter von Max Kislinger, Trude Payer und Hugo von Preen heran. Wildhaber

*Maria Schmidt*, Das Wohnungswesen der Stadt Münster im 17. Jahrhundert. Münster/Westfalen, Verlag Aschendorff, 1965. 220 S., 19 Abb., 1 Faltkarte. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 15).

Die Untersuchung ist thematisch deshalb von Bedeutung, weil sie auf Grund eines unerhört reichen und sorgfältig durchgearbeiteten Quellenmaterials das Wohnwesen einer deutschen Stadt im 17. Jahrhundert in einer grösstmöglichen Vollständigkeit der materiellen Erscheinungen darstellen kann. Benützt wurden von der Verfasserin ungefähr 3100 Testamente; dazu kommen die Rechtsentscheidungen in den Schöffenaakten. Zu Vergleichszwecken zog sie ähnliche Akten aus benachbarten niederländischen Städten sowie Berichte und Beurteilungen der Gesandten zum westfälischen Friedenskongress heran. Wertvoll sind vor allem die genauen und zahlreichen Einzelangaben, die durch die mannigfachen Belege für sich in Anspruch nehmen dürfen, eine allgemein gültige Aussage zu sein. Die Quellen lassen den Bestand in einem genau festumrissenen Zeitpunkt erkennen; sie legen den Ort eines Objektes (fixierten Ort oder einfach den Aufbewahrungsort) innerhalb des Hauses fest; in mannigfachen Fällen geben sie Auskunft über den Hersteller und die Herstellungsweise, über Grösse, Material und genaue Verwendung. Auch gewisse Entwicklungen lassen sich mehr oder weniger schlüssig feststellen, weil das benützte Material für einen Zeitraum von rund 150 Jahren einen zuverlässigen und objektiven Überblick erlaubt, der willkürliche Feststellungen fast gänzlich ausschliesst. Es soll auch der grosse Wert für die Dialektforschung nachdrücklich betont werden, weil wiederum die Häufigkeit – und andererseits auch die Seltenheit oder Auffälligkeit – von Belegen interessante Rückschlüsse erlauben für eine Gegend, in der grössere Sprachräume aufeinandertreffen. Der erste Teil der Arbeit trägt alles zusammen, was sich auf das Haus und seine Bestandteile bezieht; in diesen Abschnitt sind auch die Angaben einbezogen, die etwas über den Kaufwert des Hauses und die Handwerker und ihre Löhne aussagen. Sprachlich besonders ergiebig ist der sich daran anschliessende Teil über Hof- und Nebengebäude. Der zweite Teil weist aus, was etwa in einem typischen Stadthaus an Hausrat vorhanden war oder was zumindest der Mühe wert erachtet wurde, testamentarisch aufgezeichnet zu werden. Die Verfasserin gibt mit diesem Inventarium dem Sachvolkskundler und Museums-

mann höchst nützliche Angaben. Sie teilt in die folgenden Kapitel ein: Schrankmöbel, Tischmöbel, Sitzmöbel, Schlafmöbel, Herdgerät, metallenes Küchengerät, Beleuchtung, Braugerätschaft, Körbe, Arbeitsgeräte, Flachsverarbeitung, Steinzeug, Glas, Zinn, Silber und Kunstgegenstände. Diese letzte Gruppe umfasst auch volkstümliche Bilder und Objekte der Volksfrömmigkeit. (Ob nicht die auf S. 200 erwähnten Bilder von Jerusalem zu den im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert besonders beliebten «Jerusalem-Pilgerandenken» gehören?).  
Wildhaber

*Alfred Fiedler und Jochen Helbig*, Das Bauernhaus in Sachsen. Berlin, Akademie-Verlag, 1967. 112 S., 63 Abb., Literatur. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 43).

Im Vorwort wird festgehalten, dass durch die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft in der DDR «die Geschichte der Bauernhöfe damit abgeschlossen wurde». Aus diesem Grunde will man wenigstens in Bild, Plan und Beschreibung die bäuerlichen Bauten erforschen und für die Nachwelt festhalten. Das vorliegende Bändchen ist ein Ergebnis dieser Untersuchungen. Die Autoren gehen den historischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Faktoren nach, welche die Bauernhäuser bestimmen. Die bäuerlichen Bauten in Sachsen zeigen alle Möglichkeiten vom Einhaus über Zweiseit-, Dreiseit- und Vierseithöfe bis zum Haufenhof. Die zunehmende Abschliessung des Hofes wird an einzelnen Beispielen mit genauer Datierung gezeigt. Ausführlich werden Wohn- und Wirtschaftsbauten geschildert, die getrennt, neben- oder übereinander (gestelzt) kombiniert werden. Weitgehend herrscht der Blockbau neben Fachwerk. Eine Besonderheit, wie wir sie in der Schweiz nicht kennen, ist das sog. Umgebände, eine der Blockwand vorgesetzte Stützwand, welche das Obergeschoss oder die Dachkonstruktion trägt. Der zunehmende Massivbau resultierte aus der Tatsache, dass Holz weniger haltbar ist und dass seit dem 19. Jahrhundert die Brandversicherungen zugunsten des Massivbaus wirkten. Einen besonderen Hinweis verdient die Darstellung der Volkskunst am Bauernhaus. Zusammenfassend werden auf Karten und Tabellen die sächsischen Landschaften mit ihren Bauformen und Bauweisen sowie eine Übersicht über die Hausformen geboten. Ein Anhang mit der Erklärung hauskundlicher Begriffe ergänzt das Werk in wertvoller Weise.

M. Gschwend

*Václav Frolec*, Die Volksarchitektur in Westbulgarien im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Brno, Universita J. E. Purkyně, 1966. 163 S., 83 Abb., 43 Taf., Literatur. (Opera Universitatis Purkynianae Brunensis, Facultas Philosophica, 108).

Frolec, der zwar Tscheche ist, aber umfangreiche und eingehende Studien in Bulgarien betrieben hat, legt als deren Ergebnis eine Arbeit über die Volksarchitektur in Westbulgarien vor, die sich vor allem mit den Typen der Wohnstätten befasst, dem Haus und den Wirtschaftsgebäuden, die zusammen einen Hof bilden. Die zeitliche Beschränkung auf die letzten 150 Jahre hat ihre guten Gründe; die im Terrain erhaltenen traditionellen Bauten sind nämlich meistens in diesem Zeitraum entstanden. Das Bändchen ist nicht besonders umfangreich, aber es ist eine ganz vorzügliche Arbeit, der man nur uneingeschränktes Lob aussprechen kann. Es ist dem Verfasser nicht nur darum gegangen, die technische Seite des Hauses – Material, Konstruktion, Bauformen – einwandfrei zu beschreiben, sondern das Haus als Lebensraum des Menschen zu sehen und so seine verschiedenen Formen als Ausdruck der gesellschaftlichen Bedingtheiten zu erklären. Diese Art der Beschreibung, bei der weder die technischen Daten, noch die Funktion und die soziologischen Aspekte, noch die mit dem Bau verbundenen Glaubensvorstellungen zu kurz kommen, macht die Lektüre zu einem richtigen Genuss. Dazu kommen überdies noch die sauberen und klaren Zeichnungen, die Photos und die umfangreiche und sorgfältig ausgewertete Literatur, bei der auch Arbeiten in westeuropäischen Sprachen angeführt sind. Frolec gibt zuerst eine Übersicht über den Stand der Forschung (mit einer Charakteristik der bisher publizierten Werke). Dann beschreibt er die Siedlungsarten in seinem Unter-

suchungsgebiet: Einzelhof, Weiler, Dorf, Stadt. Er erläutert sehr überzeugend die verschiedenen Möglichkeiten der Entstehung hauptsächlich von Einzelhof und Weiler: sie sind teilweise in historischen und arbeitsfunktionellen Gegebenheiten zu sehen, teilweise aber auch im Zerfall der Grossfamilie begründet. Beim Haus wird zunächst das Grubenhaus gesondert betrachtet; es war noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts recht häufig zu finden (nicht nur in Bulgarien, sondern auch in Jugoslawien und Rumänien). Für die oberirdischen Wohnungen untersucht Frolec das einfache Haus und das Doppelhaus; er bringt eine ganze Menge von Grundrissen von ein-, zwei- und dreiräumigen Häusern, wobei er ihre Entwicklungslinien aufzuweisen bemüht ist. Besonders interessant sind seine gründlichen Ausführungen über die Entstehungsmöglichkeiten des Doppelhauses. In weiteren Abschnitten werden Baumaterial, Bautechnik, Baumeister und der mit dem Haus verbundene Volksglaube (als «Aberglaube» bezeichnet) behandelt: Wahl des Bauplatzes, Beginn des Baues im ersten Viertel des Mondes, Grundsteinlegung und Bauopfer (lebendes Tier oder Schatten eines Menschen eingemauert). Auch auf die Innenausstattung, das Mobiliar und die Feuerstätte, dann auf die architektonischen Verzierungen aussen am Haus geht der Verfasser ein. Höchst aufschlussreich sind seine Ausführungen über das Haus als Wohnsitz der Grossfamilie; neben der Schilderung der Blütezeit dieses patriarchalischen Systems erhalten wir genau belegte Angaben über seinen allmählichen Zerfall und seine Aufsplitterung, die konsequenterweise auch Änderungen in der Hauseinteilung und im Wirtschaftssystem mit sich brachten. Den Abschluss bildet ein Kapitel über die Wirtschaftsgebäude, deren Anzahl sich nach den Vermögensverhältnissen der Grossfamilien oder der Einzelbauern richtete. Im allgemeinen gehörten zu einem Hof Backofen, Vorratskorb, Speicher, Scheuer, Stall, Schweinestall, Hühnerstall, Keller und Brunnen. Auch bei der Behandlung dieser Objekte geht Frolec wieder auf alle möglichen funktionellen und glaubensmässigen Verflechtungen ein. Wildhaber

*Rudolf Bednárík*, Ľudové staviteľ'stvo na Kysuciach [Volksarchitektur in der Kysuce-Gegend]. Bratislava, Vydavateľ'stvo Slovenskej Akadémie Vied, 1967 (publ. 1968). 246 S., 134 Abb., 9 Farbaufnahmen. Deutsche Zusammenfassung.

Das vorliegende Buch über die volkstümliche Architektur eines ärmlichen Gebietes in der Slowakei ist nicht nur wegen seiner zahlreichen Abbildungen und sauberen Pläne zu erwähnen, sondern auch deswegen, weil es den Hausbau, die Funktion des Gebäudes und die Lebensweise der Bewohner als eine Einheit sieht und diese Motive im Zusammenhang erklärt; es ist also ein besonders gutes Beispiel für die Richtung der «géographie humaine». Das behandelte Gebiet ist in verschiedener Hinsicht interessant; seine Besiedelung erfolgte erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts; die Siedler kamen aus verschiedenen Gegenden, von wo sie ihre Haustypen mitbrachten, so dass kein einheitlicher Haustypus entstehen konnte. Das Gebiet eignete sich im wesentlichen nur für Viehzucht (hauptsächlich Schafzucht mit Milchverarbeitung) und für die Ausnutzung der Wälder. Die Bewohner bauen ihre Häuser nach den Bedürfnissen ihres Berufes. Häufig entstehen aus saisonmässig bewohnten Hirtenwohnstätten ständig bewohnte Häuser. Das Ausgangsstadium ist fast immer im Zweiraumhaus zu sehen: Stube und Vorhaus, wobei dann das Vorhaus weiter unterteilt werden kann. Traditionell ist das Holzhaus mit Schindeldach; meist sind Türe und Giebelteil geschmückt. In einem weiteren Abschnitt beschreibt der Verfasser die Inneneinteilung und -einrichtung, wobei er die Wandlungen bis zur Neuzeit verfolgt. Diese Wandlungen lassen sich am besten bei der Feuerstätte und der Beheizung belegen: ursprünglich waren in der Stube die Feuerstätte und der Backofen ohne Rauchabzug, später folgte der Kamin, dann der Anbau eines Sparherdes, schliesslich verschwindet der Backofen und wird durch einen Ofen ersetzt. Auch die Wirtschaftsgebäude – die Ställe beim Haus und die Wohnställe auf den entfernten Weidegebieten – sind bedingt durch die Dürftigkeit des Bodens und die Armut der Bewohner. Bednárík geht aber auch ein auf die Erfordernisse der jüngsten Zeit, die zu völlig neuen Bauten führen, die nicht mehr an die überkommenen Häuser anknüpfen: das Dorf gleicht sich der Stadt an; die junge Generation geht in die Fabrik, und die Beziehung zur Landwirt-



schaft wird abgebrochen. – Hingewiesen sei noch besonders auf die Abbildungen der Geräte zur Schindelherstellung, ferner von Öfen, Feuerstätten, Möbeln und Handmühlen.  
Wildhaber

*Josef Vařeka, Větrné mlýny na Moravě a ve Slezsku [Windmühlen in Mähren und Schlesien]. Uherské Hradiště, Práce Slovákého Muzea, 1967. 85 S., 26 Abb. auf Taf. Deutsche Zusammenfassung.*

Das kleine, anspruchslose Bändchen beruht auf einer gründlichen Forschung, die den gesamten Bestand der – heute schon teilweise oder gänzlich zerfallenen – Windmühlen in Mähren und Schlesien einbezieht. Der Verfasser geht aber auch auf die Bestände in Böhmen und den umliegenden Ländern in seiner Betrachtung ein; eine erstaunlich reichhaltige Bibliographie legt davon Zeugnis ab. Die erste bekannte Windmühle in den tschechischen Ländern wurde 1277 in Prag erbaut; schon vier Jahre später wurde sie vom Sturm zerstört, aber noch im gleichen Jahr von den Prämonstratensern wieder aufgebaut. Die ältesten Mühlen waren ursprünglich im Besitz von Klöstern, von Feudalherren oder von Städten, erst im 18. und 19. Jahrhundert gehören sie auch Landgemeinden oder Privaten. Neben den am häufigsten vorkommenden Bockwindmühlen errichtete man zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Nordostmähren auch kleine, hölzerne, ebenerdige Windmühlen mit mehr als vier Flügeln; sie dienten nur zum Schroten von Getreide. Der Verfasser behandelt auch den Müller und seine Stellung in der dörflichen Gemeinschaft. Wildhaber

*André Jeanneret, La pêche et les pêcheurs du Lac de Neuchâtel. Etude historique et ethnographique. Thèse. Genève, 1967. 306 p., fig., ill. cartes, diagr., tabl.*

La pêche a été pratiquée dès la Préhistoire sur le lac de Neuchâtel (on en a retrouvé des témoignages dans les stations néolithiques bordant le lac), mais comme les documents qui concernent l'époque antérieure au XIX<sup>e</sup> siècle ne nous renseignent guère sur les engins, les techniques et le rendement de la pêche, M. Jeanneret commence son étude historique avec la Première Correction des eaux du Jura (1869–1877), époque à laquelle entra en vigueur le premier Concordat intercantonal sur la pêche (1871) entre les Etats de Neuchâtel, Vaud et Fribourg. Dès lors la pêche est soumise au régime des permis, ce qui permet de reconstituer l'évolution de la profession; ce n'est qu'à partir de 1916 que les pêcheurs ont l'obligation de fournir des statistiques de pêche.

La Première Correction des eaux du Jura, en abaissant le niveau moyen du lac de 2,70 m, provoqua une modification sensible des contours du lac en diminuant sa surface, ce qui entraîna des changements dans la vie des poissons (particulièrement pour ceux qui frayaient au bord) et par conséquent dans la façon de pêcher. Ces grands travaux hydrauliques, la législation commune aux pêcheurs de tout le lac et le filochage mécanique des filets (vers 1875) qui a unifié le matériel de pêche, ont marqué un tournant décisif dans la profession de pêcheur, aussi justifient-ils le point de départ du travail. Par la suite l'apparition du moteur hors bord (1921), celle des filets synthétiques (1954–1955) et de la pollution de l'eau seront des éléments importants dans l'évolution et les conditions de la pêche.

Avant d'aborder la deuxième partie de l'ouvrage consacrée à la description et à l'analyse ethnographique de matériel utilisé par les pêcheurs, l'auteur brosse brièvement l'histoire de la «Compagnie des Pêcheurs et Cossons (marchands) de la Ville de Neuchâtel» (fondée en 1482), celui de la «Noble Confrérie des Pêcheurs d'Estavayer» (attestée dès 1658), puis il traite des problèmes relatifs à la législation et à l'économie de la pêche, et à l'évolution de la profession de pêcheur. L'inventaire complet des différents engins de pêche employés dans le lac de Neuchâtel (avant tout ceux des pêcheurs professionnels, car ceux des pêcheurs amateurs – dont les prises ne constituent qu'une faible valeur économique – sont manufacturés et vendus dans les magasins spécialisés) et leur mode d'utilisation ont été décrits avec précision, et leur nomenclature, qui diffère parfois de village en village, a été relevée dans un glossaire. Les trois types de bateaux utilisés ainsi que les installations indispensables à terre n'ont pas été oubliés.

La description de la rude journée du pêcheur révèle des aspects de la profession que bien des lecteurs ignoraient sans doute et détruit une certaine vision romantique que beaucoup ont tendance à se faire de ce métier. L'avenir de la profession est d'ailleurs loin d'être assuré. Il n'existe en effet aucune école où les jeunes peuvent apprendre le métier ni aucun diplôme de pêcheur professionnel. Le métier se transmet généralement de père en fils et il est basé sur l'expérience et sur la parfaite connaissance du lac. Le nombre des jeunes ayant repris aujourd'hui la profession de leur père n'est pas élevé, car les pêcheurs ont souvent encouragé leurs enfants à apprendre une profession sanctionnée par un diplôme.

Les conclusions tirées par M. Jeanneret ne sont guère optimistes. Il n'est sans doute pas exagéré de dire que la profession de pêcheur est en voie de disparition. L'individualisme très développé de chaque pêcheur n'est d'ailleurs pas fait pour faciliter les choses. Pour garantir l'avenir de la production, liée au mouvement touristique de toute la région, il faudra peut-être que toutes les exploitations individuelles s'unissent pour former des pêcheries de type industriel; nul ne peut encore dire avec certitude comment évoluera la situation. L'ouvrage de M. Jeanneret – illustré de figures et de photographies – qui a fixé la vie, le matériel et le parler des pêcheurs de 1966, perpétuera la mémoire de cette profession longtemps méconnue et parfois presque méprisée, et servira de base à ceux qui voudront constituer pour l'avenir une collection ethnographique complète des engins utilisés par les pêcheurs.

Alain Jeanneret

*Otfried Kastner*, Handgeschmiedet. Eisenkunst in Österreich aus der Zeit der Landnahme, Romanik und Gotik. Linz, Verlag J. Wimmer, 1967. 308 S., 128 Abb. (wovon 16 Farbt.).

Kastner hat sich schon in mehreren Arbeiten als wohl der beste Sachkenner österreichischer Eisenkunst ausgewiesen. Im vorliegenden Buch, dessen besonderer Reiz in der Fülle der erlesen schönen, geradezu bestechenden Abbildungen liegt, legt er uns einen erstmaligen Überblick über die mittelalterlichen Eisenarbeiten aus allen Teilen Österreichs vor. Nur um die prächtigsten und die typischen Arbeiten dieser frühen Zeit ist es ihm zu tun, wobei es sich ebenso sehr um Werke urbaner als solche ländlicher Herkunft handeln kann. In der Einleitung schildert Kastner, was wir von den Stilelementen der verschiedenen Epochen wissen; anhand der Beispiele und der musterhaft guten und knappen Legenden zu den Abbildungen können wir den Stilwandel und das Ineinanderverfließen von Stilen sehr schön verfolgen. Die einleitenden Kapitel über die Zeiten der Antike und der Landnahme sollen die Grundlage für die ausgesprochen österreichischen Arbeiten vermitteln. Darauf folgen Betrachtungen über romanisches und gotisches Beschlagwerk, über gotisches und rustikales Gitterwerk und über gotische Grossgitter. Bereits mehr dem volkstümlichen Bereich gehören die beiden letzten Abschnitte über Applikationen und Alltagsware und über den Eisenheiligen St. Leonhard an; das zeigt sich auch deutlich bei den zu diesen Abschnitten gehörigen Abbildungen. Dabei gewinnt man aber bei der Lektüre und der Betrachtung des Buches den begründeten Eindruck, dass die Verwendung des Werkstoffes Eisen im österreichischen Bereich als volkstümliche Erscheinung angesehen werden muss. Dass die städtischen und dörflichen Meister, die mit diesem Werkstoff zu tun hatten, wussten, wie man ihn zu reizvollen Kunstwerken gestalten könne, zeigt Kastners Buch auf jeder Seite. Dem Verlag gebührt ebenfalls Dank für die grosszügige Ausstattung.

Wildhaber

*Paul Stieber*, Deutsches Hafnergeschirr. Sonderdruck aus: Keyzers Kunst- und Antiquitätenbuch (München 1967), Band III, 241–292 (mit 44 Abb. und 3 Diagrammen).

Die Arbeit handelt von haus- und handwerklich hergestellten Töpferwaren aus den (in ihren Grenzen sich wandelnden) Gebieten deutscher Sprache vom frühen Mittelalter bis etwa 1900. Die Betonung liegt – der Zusammensetzung der bestehenden Sammlungen entsprechend – auf dem späten 18. und dem 19. Jahrhundert. Die Beschränkung auf die Zeit vor der Jahrhundertwende begründet Stieber in erster Linie damit, dass allgemein spätestens um 1850 ein qualitativer Niedergang eingesetzt habe. Der Stoff wird in drei

Teile gegliedert. Einleitend hebt der Verfasser die Bedeutung der Keramik für die Geschichte der Kulturen seit dem Neolithikum hervor. Im folgenden erläutert er die Unterscheidungen zwischen Hauswerk, Handwerk, Manufaktur und Fabrik. Der zweite Teil ist den technologischen Fragen gewidmet (Rohmaterialien, Verfahren der Herstellung und der Verzierung). Hier liegt inhaltlich das Schwergewicht des vorliegenden Leitfadens. Stieber orientiert sehr präzise und anschaulich über die wichtigsten Fragen. Das dabei vermittelte Grundlagenwissen wird in drei übersichtlichen Schemata festgehalten. Eine Reihe von Typenzeichnungen ergänzt die Ausführungen zur Gefäßform. Im dritten Teil wird auf die Entstehung und Lage der Hafnerorte, sowie auf die wirtschaftliche und soziale Bedeutung des Hafnergewerbes eingegangen. Eine kurze Charakterisierung der wichtigsten «Hafnerlandschaften» schliesst sich an. Zum Schluss möchte Stieber zum Sammeln von Hafnergeschirr anregen. Seine Anregungen sind soviel wie ein stichwortartiger Katalog von ungelösten Fragen und noch nicht erforschten Zusammenhängen. Dem Heftchen ist eine reiche Auswahl aus der einschlägigen Literatur (157 Nummern) beigegeben, wobei gleichzeitig auf die Existenz des Deutschen Hafnerarchivs (in München; leider ohne jede Angabe des Standorts) aufmerksam gemacht wird.

Die Freude an dieser klar aufgebauten und dank der Stichworte am Rand leicht lesbaren Einleitung in ein äusserst reiches Forschungsgebiet wird nur leicht getrübt durch kleinere Ungereimtheiten. Als etwas problematisch aufgefallen ist mir der Satz zur «handwerklichen Wahrhaftigkeit»: «Die Beschäftigung mit alten Dingen, 'Antiquitäten', bildet also das weltliche Gegenstück zu unseren metaphysischen und religiösen Bestrebungen» (S. 243). Verwirrend sind die Abbildungshinweise (auf S. 260 und 266 ist Abb. 165, nicht 164 gemeint und auf S. 272 verweist Abb. 164 auf das farbige Titelbild). Auf S. 275 schliesslich ist aus dem bekannten Töpferdorf im Kanton Bern ein neuer «Kanton Heimberg» geworden. Der kleinen Schrift, die in ausgewogener und anschaulicher Form auf die materiellen Grundlagen sowie auf den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Hintergrund der Töpferei hinweist und dadurch vielfältig anzuregen weiss, ist möglichst bald eine um einige Abbildungen (Grundformen der Produktion einzelner Hafnerlandschaften!) erweiterte Neuauflage zu wünschen. Vielleicht schenkt uns der Verfasser gar – bevor er seine Ernte weiter verstreut<sup>1</sup> – das lang vermisste Standardwerk über einen der faszinierendsten Ausschnitte aus dem Gebiet der oft geschmähten Sachkultur und sichert damit dem Ergebnis seiner Forschungen weiteste Verbreitung, gerade auch in den Kreisen der Volkskundler!

Christian Kaufmann

*H. G. Fokkens*, Het Wagenmakersbedrijf in Friesland. Arnhem, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1967. 55 S., 18 Tafelbeilagen.

1958 machte der Direktor des Arnheimer Freilichtmuseums, A. J. Bernet Kempers, beim Erscheinen der Erinnerungen eines Wagners aus Tegelen die Anregung, es möchten aus weiteren niederländischen Provinzen solche Beschreibungen kommen. Sein Aufruf hatte Erfolg; 1961 publizierte J. Vader eine Schrift über die Wagenmacherei in Walcheren; 1967 konnte das Museum die vorliegende Arbeit aus Friesland veröffentlichen (sie war ursprünglich in friesischer Sprache verfasst und wurde dann ins Holländische übertragen). Der Verfasser hatte den Beruf bei seinem Vater erlernt, der 1874 als Wagner zu arbeiten begonnen hatte; er selbst war seit 1903 im Beruf tätig; seine Erinnerungen und Berufskennnisse reichen also ungefähr ein Jahrhundert zurück, was seine Ausführungen besonders wertvoll macht. Zudem hat er alle Arten von Wagen, die um die Jahrhundertwende verwendet wurden, noch selbst hergestellt. Er fängt mit Berufserinnerungen an, schildert die alte Werkstatt und den Arbeitsplatz, beschreibt die verwendeten Holzarten, geht ein auf die Herstellung der Räder und führt dann die einzelnen Wagentypen an.

<sup>1</sup> vgl. z.B.: Paul Stieber, Hafnergeschirr, in: Volkskunst aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, Katalog der Ausstellung in der Kunsthalle Köln, 9. November 1968 bis 6. Januar 1969, 35–38 (mit wichtigen Angaben über den Umfang der ursprünglichen Produktion).

Einen Hauptplatz nimmt dabei der Bauernwagen ein, aber auch eine Reihe anderer Wagen und Kutschen werden ausführlich in Wort und Bild erläutert. Die prächtigen Werkzeichnungen in der Beilage – sie stammen von J. J. Arentsen – geben jeweils die Seitenansicht, die Aufsicht und die Sicht von vorne und hinten. Wildhaber

*Jørgen Sprogøe Køster*, Sadelmageriet. Kopenhagen, Institut for europæisk folkelivsforskning, Københavns Universitets fond til tilvejebringelse af læremidler, 1968. 72 S., 63 Abb.

Der Verfasser legt uns eine Art Lehrgang über den Sattlerberuf vor, der eine nützliche Bereicherung unserer Kenntnisse über diesen Beruf ist. Auskünfte sind zum grössten Teil von dänischen Sattlermeistern bezogen; teilweise wird auch ausserdänisches Bildmaterial benützt. Wir erhalten eine historische Übersicht, die auf die Abgrenzung zwischen Sattlern und Riemenschneidern und auf ihre Werkzeuge eingeht. Besonderes Gewicht legt der Verfasser auf die Behandlung von Pferdegeschirr, Reitzeug und Sätteln; die bei ihrer Herstellung üblichen Arbeitsmethoden, die dabei verwendeten Materialien und benützten Werkzeuge werden beschrieben und mit guter und reichlicher Bilddokumentation belegt. Es werden auch die heute gebräuchlichen Benennungen für alle Einzelteile aufgeführt. Das Bändchen ist dänisch geschrieben; auch die Bildlegenden sind nur in dänischer Sprache angegeben. Wildhaber

*Louis Remacle*, Les noms du porte-seaux en Belgique romane. Le terme liégeois *hârkê*. Liège, Editions du Musée Wallon, 1968. 199 p., 58 ill. (Collection d'études publiée par le Musée de la Vie wallonne, 2).

Vor uns liegt eine prächtige, philologische Arbeit aus dem Bereich der «Wörter und Sachen». Obwohl die Arbeit 1968 erschien, ist sie doch bereits vor 10 Jahren druckfertig vorgelegen; das benützte Enquête-Material stammt ungefähr aus den Jahren 1925–1930. Dem Verfasser geht es um die Etymologie eines bestimmten Namens für das Tragjoch, wie er in der Gegend von Liège gebraucht wird. Um diesen Namen zu deuten, greift er sehr weit aus. Wir sind ihm dafür dankbar, denn gerade dieser Ausgriff bringt wichtiges Material – vor allem erstaunlich reiches Bildmaterial – zur sachlichen Kenntnis des Gerätes. Darüber hatte ja Lily Weiser-Aall schon vor 15 Jahren eine grössere Abhandlung geschrieben. Remacle macht uns zunächst mit einer Reihe von Traggeräten mit ihren Dialektausdrücken und den dazu gehörigen Etymologien und Verbreitungsgebieten bekannt. Vor allem sind es zwei Geräte, auf die der Verfasser näher eingeht: *tinet*: zwei Personen tragen ein Objekt an einem Stab auf ihren Schultern, und *palanche*: eine Person trägt zwei Objekte an einem Stab über eine Schulter. Als eine Vervollkommnung dieser beiden Geräte kann man das Tragjoch ansehen, bei dem eine Person zwei Objekte an einem Stab tragen kann, der auf dem Nacken und den beiden Schultern aufliegt. Remacle gibt einen gründlichen Überblick über den europäischen Verbreitungsbereich mit den geschichtlichen Daten der Erstbelege. Nachher geht er auf die Verbreitung und die einzelnen Dialektnamen im romanisch sprechenden Teil Belgiens ein. 23 Namen sind dem Verfasser für das Gerät bekannt. Um das Wort *hârkê* zu erklären, untersucht er zunächst die übrigen 22 Namen, um festzustellen, welches die Gründe waren, gerade das jeweilige Dialektwort für das Tragjoch anzuwenden. Daraus ergeben sich auch sachlich wertvolle Angaben, wenn das Wort zunächst für andere Traggeräte verwendet und dann für das Tragjoch übernommen wurde, oder wenn das Wort mehrfache Bedeutungen haben konnte und eine davon nun auch für das Tragjoch anwendbar schien. Die rein sprachlichen Überlegungen wollen wir hier beiseite lassen, aber wir wollen noch erwähnen, dass ein Abschnitt der Abhandlung sich mit der Fabrikation des Tragjoches beschäftigt und eine vorzügliche Darstellung des Arbeitsganges in Abbildungen zeigt. Wildhaber

*Walerian Sobisiak*, Wiejskie włókiennictwo w Wielkopolsce. Porównawcze studium historyczno-etnograficzne [Country fibre and textile manufacture of Great Poland before comparative background. A historical and ethnographical study]. Poznań 1968. 264 p.,



82 fig. Englische Zusammenfassung (Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk, Wydział Historii i Nauk Społecznych, Prace Komisji Etnograficznej, vol. 1, 1).

Der Verfasser, der schon mehrere Studien über textile Spezialgebiete geschrieben hat, legt hier seine Habilitationsarbeit vor. In ihr versucht er zu einer Gesamtdarstellung der historischen Entwicklung der textilen Arbeiten in Grosspolen zu gelangen. Sein Ziel ist sehr weit gesteckt: alle verschiedenen Textil-Produktionsarten werden herangezogen: Leinenherstellung, Tuchmachen, Stricken, Seilmachen, und zwar jeweils in allen Produktionsphasen. Zur Vervollständigung des Bildes werden auch Nachbardisziplinen mitberücksichtigt, vor allem natürlich die Archäologie, aber in starkem Masse auch die Sozialgeschichte. Soziologisch soll seine Arbeit das Studium der Heimarbeit und des Dorfhandwerkers, also eben der «ländlichen Textilherstellung» umfassen. Geographisch untersucht er im wesentlichen Grosspolen, allerdings mit Einbezug aller anderen ethnisch-polnischen Gebiete, und auch gelegentlich weiterer europäischer Länder (soweit er die Literatur gerade zur Hand hatte). Bei noch erweiterter geographischer Übersicht wäre sicherlich klarer herausgekommen, dass die Gleichartigkeit von technischen Einzelheiten bei den Geräten sich nicht nur auf das behandelte Gebiet erstreckt, sondern im grossen und ganzen Gemeingut ist, zumindest gesamteuropäisches Gut. Die Anlage des Buches bringt es mit sich, dass wohl auch Disparates – das man durchaus einmal auf Gemeinsamkeiten hin prüfen kann – zusammengebracht werden muss. (Die gelegentliche Kompliziertheit und Unklarheit des englischen Textes macht das Verständnis hiefür nicht immer leicht).

Nützlich sind die zahlreichen Abbildungen vor allem auch weniger bekannter Darstellungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; die Texte bei den Abbildungen sind erfreulicherweise auch englisch wiedergegeben. Bei den Photos ist die Clichierung leider nicht gut (richtiger wäre: schlecht); dafür sind die Strichzeichnungen sehr gut und sauber. Vielfach stellt der Verfasser das gleiche Gerät, z. B. den Wirtel oder die Schafschere, aus ganz verschiedenen historischen Epochen nebeneinander. Interessant ist die Rekonstruktion eines vertikalen Webstuhls aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert. Neben allen Geräten, die zur Bearbeitung von Flachs, Hanf und Wolle gehören, finden sich auch Druckstöcke und Abbildungen über Färberei und Walkerei, Seilereigeräte, Teppichknüpferei, bis zum Verkauf der Produkte auf den Märkten.

Wildhaber

*Jan Piotr Dekowski, Z badań nad żywieniem ludo Łowickiego (1880–1939) [Recherches sur la nourriture de la population de la région de Łowicz (1880–1939)].* Łódź 1968. 245 p., 90 fig., 12 cartes. Résumé français. (Prace i Materiały Muzeum Archeologicznego i Etnograficznego w Łodzi, Seria Etnograficzna, 12).

Der Verfasser untersucht in seiner äusserst sorgfältig ausgearbeiteten Studie – wir hätten gerne eine viel eingehendere Zusammenfassung in einer westlichen Sprache gehabt – die Nahrung, und alles was damit zusammenhängt, in einem zeitlich und räumlich klar abgegrenzten Gebiet. Schon seine Kapiteleinteilung lässt die wohl überlegte Gliederung erkennen. Die volkstümlichen Nahrungsmittel seines Gebietes sind entweder Eigenprodukte oder auf dem Markt gekauft oder aus der Sammelwirtschaft, der Fischerei und Jagd erhalten. Es folgen Abschnitte über die Zubereitung und die Konservierung von Lebensmitteln (mit Abbildungen, bei denen die Skizzen sehr gut sind, die Photos leider nicht ganz so gut), über die Küchenausstattung, über die Gebäcke und Speisen bei besonderen Gelegenheiten (gerade für diesen Abschnitt wären detaillierte Angaben sehr erwünscht gewesen; die im Bild wiedergegebenen Gebäckformen erwecken den Wunsch nach einem polnischen Gebäck-Buch mit guten Abbildungen und Beschreibungen). Besonders erwähnt werden die rituellen Speisen bei der Hochzeit; leider nur angedeutet sind solche für Weihnachten, Ostern und Allerheiligen.

Wildhaber

*Robert Jaulin, La géomancie. Analyse formelle. Notes mathématiques de Françoise Dejean et Robert Ferry.* Paris, Mouton, 1966. 198 p. (Ecole pratique des Hautes Etudes, Sorbonne. VI section: Sciences économiques et sociales. Cahiers de l'Homme, N.S. 4).

La géomancie, système divinatoire d'origine orientale, est la combinaison d'un certain nombre de figures géométriques interprétées par le devin. Elle témoigne d'un savoir algébrique certain. Elle fut sans doute diffusée par les Arabes et est fort répandue en Afrique soudanaise; c'est dans la région du Bénin qu'elle a donné naissance au système le plus riche et c'est là qu'elle est le mieux connue. De l'ancienne Côte des Esclaves la géomancie fut aussi importée aux Antilles, au Brésil et dans la partie méridionale de l'Amérique du Nord.

Le livre de Robert Jaulin décrit la structure de la géomancie arabe (1<sup>re</sup> partie) et des géomancies apparentées (versions tschadiennes, versions soudanaises, géomancie dahoméenne, géomancie à Madagascar). Cette rigoureuse analyse mathématique est un ouvrage de base pour tous ceux qui s'intéressent au problème de la divination. Alain Jeanneret

Dictionnaire de la langue limousine. Diciounāri de lo lingo limousino, par Léon Dhéralde (1815–1891), volume I (A–K), publié et augmenté selon l'œuvre inédite de Dom L. Duclou par Maurice Robert avec le concours du Centre National de la Recherche Scientifique. Limoges, Société d'ethnographie du Limousin, de la Marche et des régions voisines, 1968. 262 p.

Dieses Wörterbuch hat in mehrfacher Hinsicht das Gepräge eines historischen Dokuments. Der Herausgeber hat sich streng an den Wortlaut der beiden Manuskripte, von denen das eine 1774, das andere gegen Ende des 19. Jahrhunderts verfasst wurde, gehalten und das aus der älteren Arbeit übernommene Material durch Klammern gekennzeichnet. Sein bewusster Verzicht auf «Modernisierung», sowie das Bestreben der beiden Autoren, ihre Mundart in allen Lebensbereichen möglichst exakt und vollständig wiederzugeben, machen das vorliegende Werk zu einem wahrhaft authentischen Zeugnis und ermöglichen interessante Einblicke in eine noch nicht weit zurückliegende Epoche okzitanischer Kulturgeschichte. Besonders der Forschung auf dem Gebiet der Volkskunde wird hier reiches Material geboten: Brauchtum, Heilpraktiken und Aberglaube werden nicht minder berücksichtigt als der berufliche Alltag des Bauern oder Handwerkers. Das Wortmaterial ist zum Teil nach Sachgruppen geordnet; so findet man etwa unter dem Stichwort «charpentici» 31 Bezeichnungen für Werkzeug des Zimmermanns vereint, von denen jede einzelne an ihrem alphabetischen Ort genauer erklärt wird, unter «choreto» werden alle Bestandteile des Karrens angeführt, usw. Von grossem Interesse sind ferner die idiomatischen Redewendungen und die Sprichwörter – nach Angabe des Herausgebers sind es über 2000 –, durch welche jedes Stichwort illustriert wird. Einen Nachteil stellt u.E. die pseudophonetische Orthographie dar, die als Dokument einer gewissen Einstellung zum «patois» an sich nicht uninteressant ist, aber dem Benutzer, selbst wenn er mit dem Okzitanischen vertraut ist, gewisse Schwierigkeiten bereitet. Es ist daher zu begrüßen, dass M. Robert in seinem Vorwort mit Hilfe der im Französischen Sprachatlas (NALF) verwendeten Lautschrift einen phonetischen Schlüssel für diese Schreibweise liefert. Nützlich und instruktiv ist auch die Einführung, in der der Herausgeber Geschichte, Volkstum und kulturell-wirtschaftliche Probleme des Limousin in grossen Zügen skizziert. Hingegen wäre der Exkurs über «La langue limousine et les langues régionales» u.E. besser weggeblieben. In einem Werk, das der Erforschung des Vergangenen gewidmet ist, sind Betrachtungen über Gegenwartsprobleme des Okzitanismus nur dann am Platz, wenn auch die aktuellen Fragen mit wissenschaftlicher Genauigkeit und auf Grund ausreichender Information behandelt werden. Dies ist hier jedoch nicht der Fall.

Fritz Peter Kirsch

#### *Brauchtum und Volkskunst*

*Erika Welti*, Taufbräuche im Kanton Zürich. Eine Studie über ihre Entwicklung bei Angehörigen der Landeskirche seit der Reformation. Zürich, Gotthelf-Verlag, 1967. 254 S., 9 Abb.

Noch immer ist die Erforschung der protestantischen Volkskultur mehr Desideratum als Faktum. Das Buch von Erika Welti, als Dissertation noch von Richard Weiss angeregt,

ist deshalb besonders zu begrüssen, um so mehr, als es bis jetzt erstaunlicherweise keine volkskundliche Abhandlung zur Taufe gab. Die Autorin entwirft ein anschauliches, an reizvollen Einzelheiten reiches Bild der Taufe als Volksbrauch, als Fest im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft, aufgrund von Material aus allen verfügbaren Ortsmonographien, Geschichten einzelner Kirchgemeinden und anderen kulturhistorisch oder heimatkundlich orientierten Werken, aber nicht, wie es in älteren volkskundlichen Arbeiten leicht geschah, losgelöst von der theologisch-kirchlichen Auffassung und Handhabung der Taufe, sondern auf diesem Hintergrund. Der Kanton Zürich, in dem von der Reformation bis 1798 Kirche und Staat eins waren, erweist sich dafür als besonders geeignetes Beispiel. Erst aus der Wechselbeziehung zwischen der kirchlich-politischen Obrigkeit, den Pfarrern und den Gemeinden entwickelte sich eine neue protestantische Volkskultur. Gedruckte Quellen (Predicanten-Ordnungen und Sittenmandate), aber auch besonders wertvolle handschriftliche Aufzeichnungen wie Taufregister und Kirchenakten, die vor allem Anfragen der Pfarrer, wie sie sich in einzelnen Fällen zu verhalten hätten, und die Anweisungen der Synode enthalten, wurden dazu von der Autorin gesichtet und zu einer klaren Darstellung des Zusammenwirkens der verschiedenen Kräfte verarbeitet, dem wohl wesentlichsten Teil ihres Buches. Es seien einige Gedankengänge daraus herausgegriffen.

Zwingli liess, wie auch Luther, von den altkirchlichen Sakramenten neben dem Abendmahl einzig die Taufe gelten, aber nur als Zeichen der Aufnahme des Einzelnen (d. h. des christlich geborenen Kindes) in die Gemeinschaft der Kirche, ohne Heilscharakter. Die äusserst schlichte, da als solche unwesentliche Form dieser Aufnahme (Gebet um Glauben, Namensnennung, Taufe auf den dreieinigen Gott durch Begiessen mit gewöhnlichem Wasser und Segen) bot dem Kirchenvolk wenig Sichtbares, verlangte dafür viel abstrakt-theologisches Verständnis. Andererseits erschien die Taufe, die gleichzeitig ja zivilrechtlichen Charakter hatte, doch auch der Kirche wichtig genug, um ihre Durchführung einzig durch ordinierte Geistliche und während des Gottesdienstes in der Kirche zu gestatten (zwei einschneidende Neuerungen, die auf viel Widerstand stiessen, sich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts aber auf dem ganzen Kantonsgebiet durchsetzen konnten). Das Volk spürte daraus, dass die Taufe Grosses bewirken müsse, hielt sie deshalb doch wieder für heilsnotwendig und drängte auf eine Stabilisierung ihrer Form als Garantie für die richtige Durchführung, die allein Sicherheit und Schutz versprach. Die kirchliche Obrigkeit ihrerseits tendierte zu einer festen Form aus politischen und sittlichen Erwägungen heraus, und um Missverständnissen vorzubeugen. Auch sie regelte Einzelheiten nicht nur der kirchlichen Handlung, sondern auch des Tauffests, des Paten- und Geschenkewesens. Die beiden verschieden motivierten, im Ziel aber gleichgerichteten Tendenzen verstärkten einander, was auch zu einer Vereinheitlichung des Brauches innerhalb des Kantonsgebiets führte und lokale Ausformungen weitgehend verhinderte, Kirche und Kirchenvolk kamen sich dadurch aber nicht unbedingt näher. Vielmehr schlossen sich, unbemerkt von der Kirche, der Taufe als kirchlichem Akt fremde Vorstellungen und Handlungen an, oder sie konnten sich aus vorreformatorischer Zeit hinüberretten. (Der Taufe wurde auch körperlich heilende Wirkung zugeschrieben. Ein ungetauftes Kind war namenlos und dem Bösen ausgesetzt; starb es, so kam es nicht in den Himmel.) Erst im Vergleich mit anderen, protestantischen und katholischen Gegenden werden sich allerdings Wert und Besonderheit der zürcherischen Entwicklung richtig beurteilen lassen.

Schön und mit wünschbarer Deutlichkeit geht aus Erika Weltis Darstellung hervor, dass die Helvetik (und mit ihr das Gedankengut der Aufklärung) eine Umwandlung einleitete, die von kaum geringerer Bedeutsamkeit für das volkstümliche Leben gewesen sein dürfte als die Reformation. Der Zwang zum regelmässigen Kirchgang entfiel, die Kinder wurden später getauft, und die Kirche selbst löste die Taufe aus dem Rahmen des Gottesdienstes, um sie individueller gestalten und den Bedürfnissen der einzelnen Familien besser anpassen zu können. (Haustaufen wurden bei reichen Städtern ebenso beliebt wie später die Spitaltaufen, die ein Tauffest ersparten, bei ärmeren Familien. Auch Taufen in einer anderen als der Heimatkirche nahmen zu.) Neben dem Streben nach Individualität und einer gewissen Kirchenfremdheit in der Bevölkerung sind soziale und ökonomische

Momente (zunehmende Bevölkerungsfluktuation!) unverkennbar. Nachdem 1876 das Zivilstandswesen eingeführt worden war, fiel der Taufzwang dahin, und die Zahl der ungetauften Kinder nahm zunächst stark zu, ging aber wieder zurück, als für die Konfirmation der Nachweis der Taufe verlangt wurde. Im übrigen ist bemerkenswert, dass hauptsächlich der Kirchenbrauch zerfiel, während der weltliche Teil der Taufe, Taufessen, Patenwesen, Geschenke, sich nicht grundlegend änderte. Im 20. Jahrhundert kehrte die Kirche wieder zur Taufe im Gottesdienst zurück und lehnte alle schönen oder praktischen Sonderformen ab.

In einem zweiten Teil analysiert Erika Welti die Entwicklung der Taufe seit dem letzten Weltkrieg, basierend auf eigenen Erhebungen, einer schriftlichen Enquête bei den Pfarrern und einer mündlichen Befragung von Elterngruppen in drei verschiedenen Gemeinden. Gerade weil solche Untersuchungen besonders verdienstvoll sind, hätte man ihnen solidere statistische Grundlagen gewünscht. So aber dürfte nur beschränkt verlässliches Material und wenig Vergleichbares zusammengekommen sein. Allgemein erscheinen lokale und familiäre Traditionen nicht mehr als verbindlich. Für die Namengebung und das Tauffest wird aus einem frei verfügbaren (aber wenig Neues bergenden) Formenschatz ausgewählt, was persönlichem Geschmack und ökonomischen und familiären Gegebenheiten entspricht. Wieder wird bei einigen Fragen die Distanz zwischen Kirche und Kirchenvolk sichtbar. Das Buch sei deshalb nicht nur Volkskundlern, sondern auch Theologen zur Lektüre empfohlen.

Christine Burckhardt-Seebass

*Richard Wolfram*, Die gekreuzten Pferdeköpfe als Giebelzeichen. Wien, Verlag A. Schendl, 1968. 127 S., 53 Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien, 3).

Das Haus trägt häufig Zeichen und Symbole, welche teilweise Schmuckformen, teilweise Sinnzeichen, oftmals beides darstellen. Der Verfasser greift aus der Menge der vorhandenen Zeichen die gekreuzten Pferdeköpfe heraus, ohne allerdings darauf verzichten zu können, in verschiedenen Zusammenhängen auch auf andere, häufig auftretende hinzuweisen. In diesem Sinn ist der Titel eigentlich zu eng gefasst. Das reiche, bereits vorliegende Schrifttum findet in Wolframs Arbeit seine Erwähnung und kritische Beleuchtung. Eine Gesamtübersicht über das grosse Verbreitungsgebiet der gekreuzten Pferdeköpfe, ausgehend von seiner Heimat und den Alpenländern, zeigt im wesentlichen mittel-, nord- und osteuropäische Vorkommen, während eigenartigerweise in England nur wenige historische Hinweise und in den romanischen Ländern keine bekannt sind. Natürlich können bei dieser Besprechung verschiedene andere Zeichen, insbesondere Tiere, nicht übergangen werden. Neu, zweifellos wertvoll und wesentlich für die Deutung dieser Zeichen ist die Zusammenstellung von vor- und frühgeschichtlichen Belegen für die Darstellung von Tieren, insbesondere Pferden, an Hausurnen, Särgen, Reliquienschreinen, Felsbildern, alten Kirchen, in Codices und an Schiffen der Wikinger. In einem ausführlichen Kapitel über die Bedeutung der Pferdeköpfe an Hausgiebeln belegt Wolfram den Abwehrcharakter solcher Zeichen. Das Vorkommen von paarigen Pferdeköpfen führt zu einem ungewohnten Erklärungsversuch. Dass diese Tiere als heilig galten und stets auch in Sinnzeichen am Haus wiederkehren, ist seit langem bekannt. Wolfram versucht nun diese Doppelfiguren über den Umweg mit den erstaunlich häufigen Anführerpaaren, die teilweise Tiernamen trugen, mit den Dioskuren in Verbindung zu bringen. Der Versuch ist zwar nicht erstmalig, aber mit neuen Einsichten geführt. Die Belege berechtigen mindestens zu einer solchen Vermutung, aber es hält schwer, die gedanklichen Konstruktionen als gelungen anzunehmen.

M. Gschwend

*Gerd Spies*, Braunschweiger Volksleben nach Bildern von Carl Schröder (1802–1867). Hrsg. vom Städtischen Museum Braunschweig. Braunschweig, Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, 1967. 88 S., zahlreiche (teils farbige) Abb.

Spies hat uns mit diesem schmalen Bändchen einen erfreulichen und liebenswerten Beitrag zur Volkskunde geschenkt. Sein Buch ist in mehrfacher Hinsicht wichtig; zunächst



gibt es das Lebensbild und Lebenswerk eines «Kleinmeisters», dessen Wirkung allerdings regional beschränkt blieb. Gerade diese Beschränkung aber erweist sich insofern als positiv, weil er seinen engen Raum genau kannte und mit peinlicher Sorgfalt wiedergab. Und nicht zuletzt: die Beschäftigung mit einem an und für sich nur lokal bekannt gebliebenen Maler gibt Spies den willkommenen Anlass, sich mit dem Thema der «Bilder als volkskundliche Quelle» intensiv und überlegen auseinanderzusetzen. Schröder stellt einen besonders glücklichen Fall zur positiven Bewertung des Aussagewertes von Bildern dar, denn – nach Spies – steht er einmalig da bei der Darstellung des bäuerlichen Lebens im Braunschweiger Raum. Dass er als Quelle zuverlässig ist, kann bewiesen werden durch Vergleiche mit vorhandenen Museumsobjekten. Man muss sich nur über eines klar sein: Schröders Sicht ist diejenige des heiteren, frohmütigen, leicht sentimental Biedermeiermalers. Vom damals einsetzenden Wandel der sozialen Geltung des Bauernstandes ist bei ihm nichts zu merken. Gerade in der Ausschliesslichkeit, mit der er das alte Leben festhält, liegt aber auch sein Wert als volkskundliche Bildquelle; er zeichnet die lebendige Funktion volkstümlicher Sachgüter und volkstümlicher Überlieferungen vor ihrem Übergang und Wandel getreu auf. Seine Bilder geben vor allem Aufschluss über Tracht, Architektur, Möbel und Kleingerät in Haus und Hof, dann auch über ländliches Brauchtum. Für alle diese Bereiche untersucht Spies nun sehr sorgfältig – mit entsprechenden Belegen aus der vorhandenen Literatur – den Aussagewert der Bilder. Am ergiebigsten und am ausführlichsten ist das Kapitel über die Tracht. Als besonders günstig erweist sich hier, dass Schröder für seine Bilder häufig den genauen Ort angibt. Spies behandelt die einzelnen Trachtenteile, die Trachten für Frauen und Männer, für Arbeit und Festtage, ferner den Trachtenschmuck. Im Abschnitt über das Haus geht er ein auf die Haustypen, das Innere des Hauses, die Möbel, das Kleingerät und das Arbeitsgerät. Der letzte Teil des Buches befasst sich mit dem Brauchtum; hier spielen vor allem Werbung, Braut und Hochzeit thematisch eine hervortretende Rolle; aus dem Jahresbrauchtum seien hervorgehoben die beiden Bilder vom Pflingstrennen der Pferdejungen und vom ländlichen Schützenfest.

Wildhaber

Erlesenes Volksgut der Alpenländer, vornehmlich des Salzkammergutes. Sammlung Edgar von Spiegl im Schlossmuseum Linz, vormals Engleithen bei Bad Ischl. Katalog [Text von *Franz Lipp*]. Linz, Schlossmuseum, 1968. 94 S., 125 Abb. (hievon 2 farb.). (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums, 58; Nr. 8 der Volkskunde-Abteilung).

Franz Lipp hat hier einen ganz prächtigen Katalog gestaltet, der vor allem durch den Text, dann aber auch durch die Abbildungen weit über das umrissene regionale Gebiet wegleitend ist. Er hat das Glück gehabt, eine der schönsten privaten Volkskunstsammlungen für sein Museum geschenkt zu erhalten mit der Auflage, sie dort ständig auszustellen. Nun, eine Sammlung von dieser Qualität wird man mit Vergnügen ständig ausstellen; sie wird sich in den herrlichen Räumen des Linzer Schlossmuseums sicherlich vortrefflich präsentieren! In seiner Einleitung macht uns Lipp mit dem Donator bekannt, seiner Person, geistigen Umwelt, Beschäftigung und der Art seiner Sammeltätigkeit. Er berichtet auch über die frühere Aufstellung im Hause von Spiegl in Engleithen. Die weitest- aus grösste Zahl der Objekte (65 %) stammt aus dem Salzkammergut; gesammelt wurde sie in den Jahren 1917–1931. Ihr Wert liegt – abgesehen von der künstlerischen Qualität – in der grossen Zahl datierter Objekte, vor allem früh datierter. Lipp versteht es ausgezeichnet, uns durch die Sammlung zu geleiten; er gibt zu einzelnen Objekten nützliche Erläuterungen; er hebt besonders wichtige Stücke hervor und erklärt sie eingehend, wobei er erfreulicherweise die entsprechenden Dialektausdrücke ebenfalls hinzusetzt. Gewisse Schwergewichte – wie etwa bei Möbeln oder der Hafnerkeramik – mögen im objektiven Bestand der Sammlung oder in der Vorliebe von Lipp begründet sein; auf jeden Fall stören sie das Gleichgewicht nirgends. Einige Sammlungsgebiete scheinen weniger intensiv vertreten zu sein, wie etwa das Spielzeug aus der Viechtau, aber hier kann das Museum mit seinen eigenen beneidenswerten Beständen aushelfen. Sehr schön

scheinen die Objekte der Volksfrömmigkeit, vor allem der Krippen, vertreten zu sein. Dem Katalog sind zahlreiche Abbildungen beigegeben. Wildhaber

Volkskunst im Rheinland. Katalog zu der Ausstellung im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern. Bearbeitet von *Bernhard Beckmann, Gisela v. Bock, Dorothea Herkenrath, Rudolf Taubert, Rolf Venator, Adelhart Zippelius*. Düsseldorf, Rheinland-Verlag, 1968. 256 S., 306 Abb. (Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums in Kommern, 4).

Die hier im Katalog beschriebene Ausstellung bildet mehr oder weniger eine integrierende, zum mindesten eine ergänzende Abteilung des Rheinischen Freilichtmuseums, das mit ihr einen vergrösserten Überblick über die volkstümliche Kultur des Rheinlandes erstrebt. Was im Verlaufe von zehn Jahren auf dem Gebiete der «Volkskunst» gesammelt worden ist, beläuft sich auf rund 17000 Einzelgegenstände; von diesen werden etwa 860 in der Ausstellung gezeigt. Der überwiegende Teil dieser gezeigten Objekte gehört der Keramik (inklusive Steinzeug, Fliesen, Ofenkacheln) und dem Eisenkunstguss an; Möbel sind in den Häusern des Freilichtmuseums zu sehen, wo sie zudem den Vorteil haben, funktionell am richtigen Platz zu stehen. Kleinere Bestände umfassen Glasflaschen, Gebäckmodel und Marzipanformen, Butterformen, Hauben und Textilien, Blaudruckstöcke Joche. Einen besonderen Hinweis verdienen die Andachts- und Spitzenbilder und die Hinterglasbilder (die drei abgebildeten Nummern dürften aus den Vogesen stammen). Der Katalog wird besonders wertvoll durch die Fülle von guten Abbildungen und durch die einleitenden Aufsätze; drei von ihnen umfassen thematische Kapitel: Bernhard Beckmann schreibt über «Siegburg, ein Zentrum rheinischen Töpferhandwerks», Gisela von Bock über «Die Blütezeit der rheinischen Steinzeugproduktion» und Dorothea Herkenrath über «Die rheinischen Kamin- und Ofenplatten». Erfrischend wohltuend ist die Einführung von Adelhart Zippelius über «Volkskunst im Rheinland»; unbeschwert von gefühlsbetonten Tabuvorstellungen und gleichermaßen unbeschwert von schematischen Theorien packt er aus seiner Erfahrung heraus den Begriff «Volkskunst» an und äussert darüber Ansichten, die man in jeder Hinsicht voll unterstützen kann. Seine Einleitung ist zugleich eine Art Rechenschaftsbericht über Sammeltätigkeit, Ausstellung und Katalogdarstellung; er betrachtet dies alles als Materialvorlage für eine zukünftige zusammenfassende Bearbeitung der volkstümlichen Kunst im Rheinland (die er hoffentlich einmal schreiben wird!). Wildhaber

Das Herz. Bd. 1: Im Umkreis des Glaubens. 150 S.; Bd. 2: Im Umkreis der Kunst. 180 S. Biberach an der Riss, Dr. Karl Thomae GmbH, 1965 und 1966. (Nicht im Buchhandel).

Die chemisch-pharmazeutische Fabrik Dr. Karl Thomae in Biberach an der Riss ist zu ihrem ausnehmend schönen Plan und seiner vornehmen Durchführung herzlich zu beglückwünschen. Das Herz steht im Mittelpunkt einer auf vier Prachtbände geplanten Reihe. In den beiden ersten Bänden sind es jeweils vier namhafte Wissenschaftler, die einen Beitrag zu den Bereichen des Glaubens und der Kunst beisteuern. Alle diese Beiträge sind versehen mit erlesenem Bildmaterial; viele dieser Bilddokumente sind sicherlich auch für den erfahrenen Kenner neu, und er wird sie mit gleichem Genuss ansehen wie er sich an den Aufsätzen erfreuen wird. Verfasser und Themen des ersten Bandes heissen: *Ernst Wilhelm Eschmann*, Das Herz in Kult und Glauben; *Thomas S. Barthel*, Das Herzopfer in Altmexiko; *Hellmut Brunner*, Das Herz im ägyptischen Glauben; *Albert Walzer*, Das Herz im christlichen Glauben; im zweiten Band: *Hubert Schrade*, Das Herz in Kunst und Geschichte; *Karl-August Wirth*, Religiöse Herzemblematik; *Erich Meyer-Heisig*, Das Herz in der Volkskunst; *Albert Walzer*, Das Herz als Bildmotiv. Neben dem Aufsatz des verstorbenen Erich Meyer-Heisig sind es besonders die beiden vorzüglichen Arbeiten von Albert Walzer, die das Interesse des Volkskundlers auf sich ziehen werden. Wildhaber

*Religiöse Volkskunde*

*Dieter Harmening*, Fränkische Mirakelbücher. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit. In: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter* (Würzburg, Bischöfliches Ordinariatsarchiv) 28 (1966) 25–240, 2 Karten. (Auch als Sonderdruck).

Harmenings Arbeit ist seine Würzburger Dissertation; sie zeugt von umfassender Quellenkenntnis, gut disponierter Materialbeherrschung und von gründlichem Wissen über die wesentlichen Fakten der Volksfrömmigkeit. (Zu beanstanden wäre höchstens, dass dem Sonderdruck keine Inhaltseinteilung beigelegt ist). In einem ersten Teil werden in historischer Anordnung die behandelten Wallfahrtsorte – es sind 36 Nummern aufgeführt – mit ihren Mirakelsammlungen in aller Kürze und Sachlichkeit beschrieben: mit den jeweiligen Literaturangaben und – wenn nötig – mit allgemeinen Bemerkungen über Geschichte und Kultentwicklung; bei den Mirakelsammlungen werden die genauen Titelangaben und dazugehörige Literaturverweise angegeben. Das nächste Kapitel befasst sich in mehr allgemeiner Art mit der Mirakelliteratur, wobei zunächst der Begriff «Mirakel» sehr genau gefasst wird. Der Verfasser nimmt für diese Arbeit den Begriff durchwegs «im ursprünglichen wertneutralen Sinn zur Bezeichnung von Gnadenerweisen eines Lokalpatrons: das sind jene ‘Gebeterhörungen’, ‘Gnaden’, ‘Guttaten’, ‘Wohltaten’, ‘Zeichen’, ‘Wunderzeichen’, ‘Wundertaten’, ‘Wunderwerke’, ‘Heilungen’, von denen die Geschichte der Volksfrömmigkeit weiss. Das Mirakel lässt sich bestimmen als ein ‘Gegenwartswunder’, d. h. als ein historisch gewisses, oft durch Zeugen beglaubigtes Wunder. Es begegnet einem Einzelnen, ist meist von ihm gewünscht und wird nur für ihn gewirkt angesehen» (S. 49). Harmening geht auch ein auf Form und Stil der Mirakelliteratur und auf die Legitimation des Mirakels. Das Hauptgewicht liegt auf dem 3. Kapitel, in welchem der Verfasser die Mirakelaufzeichnungen als Zeugnisse der historischen Volkskunde und Frömmigkeitgeschichte auswertet. Gerade dieses Kapitel überzeugt durch die überlegen durchgeführte Disposition. Da werden zunächst die Gründe der Wallfahrt oder des Gelübdes untersucht, z. B. Krankheiten, Taufe totgeborener (in rein objektivem, medizinischem Sinn) Kinder, Gefahren auf Reisen; es wird eingegangen auf die eigentliche Wallfahrt, bei der unterschieden wird zwischen Einzelwallfahrern, Gemeinschaftswallfahrten, Bunderschaftswallfahrten und Fernpilgern; doch bleiben auch Wallfahrtsvertretung und Wallfahrtserschwerungen nicht unerörtert. Der folgende Abschnitt behandelt den Gnadenort, wobei – unter anderem – die Grabhöhlung, der Sarg, aber auch Heilmittel, Heilbrauch, Heilkult und Opfer beschrieben werden. In dieser Kategorie finden sich: «Berühren», «Staub», «Wasser», «Öl», «Umwickeln, Umgürten», ferner die Wachsoffer, Votivbilder, Hufeisen und ähnliches. Das Heilwunder – etwa im Heiltraum und Heilschlaf – wird in einem weiteren Abschnitt dargestellt. Ganz besonders gut geraten erscheint mir der letzte Abschnitt über Kultdynamik und Kultgeographie. Die beiden zugehörigen Karten mit den entsprechenden Erläuterungen sind vorbildlich gut. Als ein Hauptanliegen des Verfassers mag man den umfänglichen Anhang einer Arbeit ansehen: hier will er eine statistische Analyse der Mirakelberichte geben, indem er in systematischer Untereinanderreihung für alle erwähnten Mirakel Jahr, Name, Stand, Heimat, Anliegen, Weg, Opfer und die jeweilige Quelle angibt. Natürlich finden sich nicht in jedem Mirakelbericht alle gewünschten Daten. Mit dieser Statistik hofft er, dem Forscher die Operationsunterlagen zu bieten; ein Durchblick des unerhört reichen Materials lässt einen die Nützlichkeit eines solchen Versuches erkennen. Harmening überrascht uns aber noch mit einer weiteren statistischen Darstellungsmöglichkeit der Wallfahrtsfragen; in sogenannten «Schaubildern» zeichnet er für 19 Gnadenorte das jeweilige prozentuale Verhältnis (das Häufigkeitsverhältnis) zwischen 11 Anliegen und 13 Opfermöglichkeiten auf. Es sollen auch das sorgfältige Register und das Literaturverzeichnis nicht unerwähnt bleiben. Alles in allem: eine höchst anregende und gründliche Arbeit!

Wildhaber

*Bernhard Schemmel*, Sankt Gertrud in Franken. (Sekundäre Legendenbildung an Kultstätten). *Würzburger Diözesangeschichtsblätter* 30 (1968) 7–153, 17 Abb. auf Taf., 5 Abb. im Text, 1 Karte. – Auch als Sonderdruck beim Bischöfl. Ordinariatsarchiv, Würzburg.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine unter Dünninger entstandene Würzburger Dissertation. In ihr untersucht der Verfasser zunächst einmal alle Quellen über die Vita und Verehrung einer fränkischen Regionalheiligen. Aber bald zeigt es sich, dass wir hier einen merkwürdigen Fall von Legendenbildung und Neu-Entstehung eines Heiligenkultes vor uns haben, der als solcher weit über das Regionale hinaus Interesse beanspruchen kann und geradezu zu einem Modellfall wird, bei dem die nachweisbare Quellenlage besonders günstig und greifbar vorliegt. Zuerst werden alle literarischen Legendenzeugnisse ausgebreitet und die heutige Forschungslage dargestellt. Der Verfasser sieht sein Thema der Untersuchung darin, herauszuarbeiten, wie es zu der Vorstellung einer fränkischen hl. Gertrud gekommen ist, die dann in einer eigenen Lebensbeschreibung ihre geschichtliche Fundierung bekommen hat. Sie steht am Anfang in enger Beziehung zur hl. Gertrud von Nivelles, die eine historisch bezeugte Heilige aus dem Geschlecht der Karolinger ist, gestorben vermutlich 659. Ihr Kult beginnt sich im 10. Jahrhundert allgemein durchzusetzen; aus ihrer Legende erfolgen lokale Weiterbildungen. Eine solche lokale Tradition ist der persönliche Aufenthalt der Heiligen in Karlburg und der dortige Klosterbau; diese Tradition wird mit dem Motiv der Flucht vor der Heirat in die Legende eingefügt. Während des Mittelalters ist die fränkische Gertruden-Überlieferung und -Verehrung noch weitgehend mit Gertrud von Nivelles verbunden. Gewisse Ansätze zu einer Verselbständigung waren allerdings bereits vorhanden; diese gingen von Neustadt am Main aus. Mit der Zeit wird die in Franken verehrte hl. Gertrud mit der grössten Selbstverständlichkeit und ohne irgendwelche Argumentation mit der Schwester Karls des Grossen identifiziert, die in Neustadt lokalisiert wird. Das Kloster Neustadt setzt dann seine Gertrud bewusst von Gertrud von Nivelles ab und fördert damit die Entstehung einer eigenen fränkischen hl. Gertrud. In der Literatur wird diese fränkische Gertrud durch die Bollandisten weiter bekannt gemacht; sie halten ihre Existenz für wahrscheinlich, ob ihr nun der Titel der Heiligkeit zukomme oder nicht. Der Verfasser zeigt dann sehr schön, wie es im Raum zwischen den beiden ursprünglichen Orten Karlburg und Neustadt zu Wallfahrten («Fussfällen» und «Gertrudenpfad») mit Spuren der Heiligen in diesem Sakralraum bei Brunnen und Steineindrücken kam; er gibt auch die Wallfahrtslieder wieder. Die Legende erfährt ihren Abschluss in einer Lebensbeschreibung der fränkischen hl. Gertrud: «aus lokaler Sprossüberlieferung ist in sekundärer Legendenbildung aus dem Kult eine neue Heilige entstanden.»

Wildhaber

*Norbert Mantl*, Vorchristliche Kultrelikte im oberen Inntal. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1967. 210 S., 8 Taf. (Schlern-Schriften, 247).

Oh Gott, wenn ich die Besprechung dieses Buches nur schon hinter mir hätte! Nun habe ich nächtelang nur noch von den drei Maderln, den Beten, geträumt, die in Mantls Buch auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg herumtoben und ihr vorchristliches, heidnisch-unschuldiges Wesen treiben. Wenn Mantl sein in Innsbruck erschienenes Buch wenigstens als eine Parodie der Volkskunde-Wissenschaft geschrieben hätte! Aber er hat es leider ernst gemeint, und was noch schlimmer ist, er hat es gut gemeint! Das macht die Kritik so schwer, und sie tut einem richtig leid. Weder der Herausgeber der Schlern-Schriften noch der Verlag taten gut daran, das Buch so offenkundig zu drucken (und nicht zum mindesten als Arcanum, zum Verkauf unter dem Ladentisch). Es gibt doch wahrhaftig in Österreich genug seriöse Volkskundler, denen man das Manuskript zur Begutachtung hätte vorlegen können. Das Buch ist ein Musterbeispiel von hoffnungslosem Mythologizismus; darüber mit dem Verfasser zu rechten hat keinen Sinn, weil er ehrlich überzeugt ist von dem, was er schreibt. Etwa so: Die «echten» Volksgüter müssen hervorgesucht und gerettet werden; es muss gewagt werden, das gesamte Material wieder in den alten Zustand zurückzuführen und das damalige Leben wieder zu erwecken. Die Vor-



fahren hingen über Jahrzehntausende hinweg an einer mütterlichen, gütigen Urgottheit mit ganzer Seele. Der Urmensch sah alles viel einfacher und konkreter. Es scheint, dass der Urmensch Schön und Heilig tatsächlich noch für dasselbe hielt. Alle Funde dürfen nicht trocken sachlich beurteilt werden, sondern müssen vom mythologischen Standpunkt gesehen werden. Und so fort. Im ganzen Buche geht es darum, in allem und jedem, Zeugnisse für den Kult der «drei Maderln», der Beten, zu sehen; dies geschieht mit linguistischen Ausdeutungen und Etymologien, die im Grunde genommen verboten sein müssten. Etwa so (die zwei folgenden Beispiele sind von mir frei erfunden): das Kinderspiel ist Relikt urältesten Beten-Denkens (übrigens: hält nicht schon das sakrosankte Wort «beten» die Erinnerung an Bet fest?); wenn beim Versteckenspiel das suchende Kind sich einen Moment vor einer Steinplatte aufhält und sich daran drückt, ist dies eine klare Unterbewusstseins-Erinnerung an das ehemalige Kinderopfer auf Steinplatten; handelt es sich etwa noch um einen ehemaligen Freiheits-Stein, dann liegt es auf der Hand, dass die Bet damit gemeint ist, denn «Freiheit» ist «frihēt», und «hēt» ist nur eine durch wüste römische Verunglimpfung und frühchristliche Verzerrung bedingte Entstellung für Bet. – Mantl beruft sich bei seinen Deutungen gelegentlich auf K. F. Wolff und auf Caminada. Hiezu ist nur zu sagen, dass gleich und gleich sich gern gesellt: bei ihren Deutungen ist kritische Zurückhaltung dringend geboten. Wie es sonst mit Literaturkenntnis bei Mantl steht, zeigt etwa das folgende Beispiel: Der Herrgottswinkel – so sagt Mantl – habe noch keine wissenschaftliche Bearbeitung gefunden und der Zettelkatalog in der Ferdinandeums-Bibliothek in Innsbruck (!) enthalte nur eine einzige Arbeit, nämlich einen Zeitungsartikel von Mantl selbst. (Und wie steht es mit Ränks «Heiliger Hinterecke»? ). Sachlich völlig falsch ist die Verwendung von «Graubündner» als «Volksname» (Graubündner ist nur eine Bezeichnung für die Bewohner und Bürger des Kantons). Ebenso falsch ist, dass Einsiedeln vom hl. Gallus gegründet wurde (S. 25): der hl. Gallus hatte gerade genug mit der Gründung von St. Gallen zu tun; schon dort musste er für die manuelle Arbeit einen unbezahlten Bären anstellen.

Trotz allem ist es schade um das nun unbenützbare Material in diesem Buche. Mantl kennt so unerhört viel und weiss das so liebenswürdig zu erzählen, dass man nur zutiefst bedauern kann, dass er das nicht ohne jedwelche Ausdeutung wiedergeben möchte. Was er z. B. über die Pudelkappentracht berichtet, ist glänzend, solange er sich mythologischer Spekulationen enthält. Wir möchten nur inständig bitten, dass das angekündigte Oberinntaler Fastnachtbuch «sachlich, trocken und nüchtern» bleibe, damit das dargebotene Tatsachenmaterial wissenschaftlich seinen vollen Wert behalte. Den Verfasser bitte ich um Entschuldigung wegen meiner «professionell bedingten» Kritik. Wildhaber

### *Volksdichtung, Volkslied, Volksmusik*

*Stith Thompson*, One hundred favorite folktales. Bloomington, Indiana, Indiana University Press, 1968. XII, 439 p., ill.

Wenn Stith Thompson einen Band von hundert der beliebtesten Volksmärchen herausgibt, so kann man sicher sein, dass er das mit der Erfahrung und der Sicherheit tut, die wahrscheinlich kein anderer Märchenforscher unserer Zeit in diesem umfassenden Ausmass besitzt. Mehr als fünfzig Jahre hindurch hat er sich auf intensivste Weise mit dem Stoff beschäftigt und die heute noch gültigen Nachschlagwerke darüber geschrieben. Er sagt, die Auswahl sei ihm nicht immer leicht gefallen; drei Ziele haben ihm dabei vorgeschwebt: das ausgesuchte Märchen müsse für einen bestimmten Erzähltyp repräsentativ sein, also sozusagen die volle Idealform darstellen, es müsse aus dem geographischen Gebiet stammen, in dem die Geschichte am besten belegt ist und damit vielleicht auch ihren Ursprung von dort her hätte, und endlich, es müsse gut erzählt sein (wobei die Kennzeichen des Begriffes «gut» allerdings nicht aufgeführt sind). Beinahe alle der abgedruckten Märchen stammen aus Sammlungen, welche auf Grund der mündlichen Erzähl-

tradition aufgenommen und publiziert wurden. Sie stammen aus den bekanntesten regionalen Sammlungen (die – mit Ausnahme der schwedischen und französischen – bereits in englischer Übersetzung vorliegen). Interessant ist die Aufteilung auf die Länder: Norwegen ist mit 17 Märchen vertreten, Italien, Deutschland und Russland mit je 13, Frankreich mit 10, Schweden mit 8, Dänemark mit 7, Griechenland mit 6, England und Irland mit je 2, Spanien, Portugal, Schottland, Tschechoslovakei, Ungarn und Bulgarien mit je einem Märchen. Dazu kommen noch drei Märchen aus literarischen Quellen, bei denen man aber annehmen darf, dass sie nur die geschriebene Fassung mündlich tradiert Erzählungen sind: aus ägyptischen Papyri, aus Herodot und aus Homer. Für drei «literarische» Märchen (aus Basile, Parreult und Hans Christian Andersen) nimmt Thompson an, sie seien im Grunde einfach die vollendetste Erzählform. Wenn man bei der oben angeführten Länderliste vielleicht etwas erstaunt ist über die Verteilung, so erklärt Thompson hiezu, dass sprachliche Schwierigkeiten oft verhindert haben, dass die Märchen der betreffenden Länder zu europäisch beliebten Erzählungen werden konnten; dies gelte besonders für Irland und Finland. Am Schluss der erlesenen Sammlung fügt Thompson zu jeder Nummer die Quellenangabe, die Typennummer und eine kurze Notiz über die hauptsächlichsten Verbreitungsgebiete bei. Wildhaber

*Mario Borgatti*, *Folklore emiliano raccolto a Cento*. Firenze, Leo S. Olschki Editore, 1968. XVI, 352 p. (Biblioteca di «Lares», 27.)

Cento gehört zur Provinz Ferrara und zur Diözese Bologna. Der Verfasser hatte schon 1962 einen Band Volkslieder herausgegeben, die er aus dieser Gegend gesammelt hatte. Während aber, wie er im Vorwort betont, im Wortschatz dieser Lieder sich deutlich die Tendenz bemerkbar macht, sich an die Schriftsprache mehr und mehr anzugleichen und allzu dialektisch gefärbte Formen aufzugeben, behält die «Folklore minore» – wie er sie bezeichnet – die alten Ausdrücke weitgehend bei, soweit sogar, dass oft noch recht altertümliche, klein-regionale Besonderheiten sich erhalten haben, die dem modernen Einwohner jener Gegenden nicht immer ganz verständlich bleiben. Eine linguistisch sorgfältige Wiedergabe ist deshalb ganz besonders wichtig. Borgattis Texte gehen bis auf die Jahrhundertwende zurück; er hat sie ein Leben lang mit Liebe, Ausdauer und Verständnis gesammelt. Nun legt er einen ausnehmend schönen und interessanten Band von volkstümlicher Kleindichtung vor. Es ist eine Textsammlung, die er bieten will; zu den Dialekttexten gibt er jeweils die schriftitalienische Übersetzung und einige Verweise auf ähnliche Texte aus anderen italienischen Regionen, die man dankbar zur Kenntnis nimmt. In dem stattlichen Bande findet sich zunächst eine Gruppe von Kinderreimen: für Kinder und von Kindern gesungen oder gesprochen. Dazu gehören Wiegenreime, Schneereim und Regenvers, Fingerreim, Gesichtsreim, Knopfabzählreim, ein lustiger Anruf an den heiligen Antonius, man sei mittellos und müsse zahlen, er möge helfen, Reime für die zwölf Stunden des Tages, Schneckenhörnervers, Schnellsprechübungen; bei den Spielen mit den zugehörigen Versen gibt Borgatti auch kurze Spielbeschreibungen. In einer weiteren Gruppe werden religiöse Lieder zusammengefasst; da lesen wir auch einige Gebetsparodien (unter anderem auch jüdische); bei den eigentlichen Gebeten findet sich das schöne «Gebet der verdammten Seele», dann eine Anrufung der heiligen Apollonia, Gebete gegen den Blitz und Nachtgebete. Recht zahlreich sind die Rätsel; ohne Einrechnung der Varianten sind es deren 112; interessant sind die beiden langen Rätsel, die als Schnellsprechübung aufgebaut sind. Wohl am umfangreichsten ist der Abschnitt über die Sprichwörter und Redensarten; ihre Zahl beträgt 600. Sie sind thematisch geordnet; auch Ortsneckereien, Wetterregeln und einige Wellerismen gehören zu ihnen. Eine weitere Gruppe enthält lyrische Lieder, die «fiori» und «romanelle», die man heute kaum mehr hört. Den Beschluss bilden einige Angaben aus dem Volksglauben, verbunden etwa mit dem Angang, mit Vorzeichen, mit der Volksmedizin und Mittel, wie man Rache- und Liebeszauber ausüben könne. – Paolo Toschi hat dem schönen Band ein kurzes Vorwort mit auf den Weg gegeben. Wildhaber

Dansk Folkedigtning [Dänische Volksdichtung]. Ved *Erik Dal*. København, Gylden-  
dal, 1967. 363 S.

Dänemark darf sich rühmen, schon im ausgehenden 18. und im frühen 19. Jahrhundert über reiche Sammlungen mit authentischen Aufzeichnungen aus der mündlichen Volksüberlieferung zu verfügen. Es war eine glückliche Idee des Herausgebers Erik Dal, Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen, mit dem vorliegenden Band ein Lesebuch dänischer Volksdichtung zu schaffen und gleichzeitig die wichtigsten älteren Sammlungen in einem Neudruck vorzulegen. Die Ausgabe, die nunmehr bereits in der 2. Auflage erscheint (1. Aufl. als «Gyldendals Bibliotek» Bd. 47, 1965), erfüllt diesen doppelten Zweck. Einmal scheint sie uns geeignet, einem breiten Leserpublikum Originalaufzeichnungen dänischer Überlieferungen bekannt zu machen, die ihm sonst vielfach nur durch Nacherzählungen, Bearbeitungen usw. zugänglich sind. Zum anderen wird der Volkskundler die unretuschierte Wiedergabe aus einigen klassisch gewordenen älteren Sammlungen dankbar begrüßen. Dass es sich vielfach nur um eine Auswahl handeln kann, muss man bedauern, ist aber aus Raumgründen verständlich. Im einzelnen handelt es sich hier um den Neudruck aus folgenden Quellenwerken: *M. Winther*, Danske Folkeeventyr (Dänische Volksmärchen), 1823; vollständiger Abdruck aller 20 Texte mit Erläuterungen des Herausgebers. – *Chr. Molbech*, Udvalgte Eventyr og Fortællinger (Ausgewählte Märchen und Erzählungen) 1843; aus dieser Sammlung, die 73 Texte aus vielen Ländern enthält, wurden nur die 8 dänischen Märchen nachgedruckt. – *A. S. Vedel*, Et Hundrede udvalde Danske Viser (100 ausgewählte dänische Lieder), 1591; aus dieser ersten gedruckten Balladenausgabe Dänemarks sind 12 Aufzeichnungen übernommen. – *P. Syy*, Det andet hundrede Viser (Zweites Hundert Lieder); aus dieser Sammlung, die 1695 als vierter Teil und Fortsetzung der Ausgabe Vedels erschien, wurden 18 Balladen ausgewählt. – *J. M. Thiele*, Danmarks Folkesagn (Dänemarks Volkssagen), 1843; aus dieser grundlegenden Sagensammlung des 19. Jahrhunderts übernahm der Herausgeber 125 Texte. – *P. Syy*, Almindelige Danske Ord-Sproge (Gebräuchliche dänische Sprichwörter) 1682 ff.; Dal folgt der Ausgabe A. Hansens von 1944, jedoch ordnet er die Sprichwörter nach dem ersten Hauptwort alphabetisch neu.

Erwähnt sei noch das Nachwort Dals, das mit den verschiedenen Gattungen der dänischen Volksdichtung vertraut macht und den Wert der benutzten Quellen kurz charakterisiert. Wenn wir für die sicher bald notwendig werdende nächste Auflage einen Wunsch anmelden dürfen, so sei es der: nicht nur die Märchen des Matthias Winther verdienen es, durch Anmerkungen näher erläutert zu werden. Auch den übrigen Texten der Sammlung käme es zugute, wenn man sie durch Angaben zur Stoffgeschichte und zur Verbreitung in einen etwas grösseren europäischen Rahmen stellen würde. Rolf Wilh. Brednich

*Lauri Simonsuuri*† und *Pirkko-Liisa Rausmaa* (Hrsg.), Finnische Volkserzählungen. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1968. XIX, 362 S. (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A, Texte, 7).

Von finnischen Volkserzählungen ist uns in deutscher Sprache nicht allzuviel zugänglich; etwa vier Bücher dürften es sein: die Finnischen Märchen von Emmy Schreck (Weimar 1887), der Band von August von Löwis of Menar in den «Märchen der Weltliteratur» (Jena 1922; zusammen mit estnischen Märchen), das schmale Heft der Finnischen Volksmärchen von Anni Swan-Manninen (Wien-Leipzig 1945) und der von Robert Klein herausgegebene Band im Erich Röth-Verlag (Kassel 1966). In all diesen Fällen handelt es sich um die Herausgabe und Übersetzung von Märchen. Im neuen Fabula-Supplementband ist dieses Prinzip glücklicherweise durchbrochen; hier haben wir nun Volkserzählungen im wahrsten Sinne des Wortes und dazu in beglückender Fülle, sind es doch nicht weniger als 539 Nummern, die in diesem Buch vereinigt sind! Es ist wieder einer dieser grossartigen Fabula-Bände, an denen man seine helle Freude haben kann. Schade, dass Lauri Simonsuuri – den alle, die ihn kannten, lieb gewannen – die Herausgabe nicht mehr selbst erlebte. Er hatte einen grossen Teil noch selbst ausgewählt; aber wir möchten das Verdienst von Pirkko-Liisa Rausmaa an der Mitarbeit nicht schmälern: die

eigentlichen Märchen sowie ein Teil der Scherzmärchen sind von ihr ausgewählt worden, und sie hat das schöne Werk zum erfreulichen Ende geführt. Simonsuuri benutzte für seine Auswahl frühere finnische Publikationen, während Rausmaa ihre Märchen dem unerschöpflichen Reichtum der bisher unveröffentlichten Sammlungen des Volksdichtungsarchivs entnahm. In wenigen Ländern der Welt ist so viel an Volksüberlieferung aufgezeichnet worden wie in Finland; das Volksdichtungsarchiv in Helsinki hat während der rund 140 Jahre des systematischen Sammelns etwa zwei Millionen Aufzeichnungen katalogisiert. Von diesen sind ungefähr 40000 Märchen. Von diesen werden nun 82 publiziert. Man sieht, der Grossteil der Nummern des neuen Buches umfasst Schwänke und Sagen. Das planmässige Sammeln von Sagen hat in Finland erst in den 1930er Jahren eingesetzt. Im Archiv wurden sie von Anfang an unterschieden nach Glaubenssagen (Ursprungssagen, mythische Sagen) und nach historischen und Ortssagen; diese Einteilung ist auch hier beibehalten worden. Die Herausgeberin bemerkt zwar mit Recht, dass keine unbedingte Folgerichtigkeit angestrebt wurde, weil eine solche auf dieser Grundlage auch gar nicht erreichbar sei. Und im Grunde geht es ja bei einer solchen Sammlung auch gar nicht um eine starre Systematik, sondern um das Vorlegen von herrlichem Erzählmaterial. Es kann einigermaßen aufgeschlüsselt werden durch das im Anhang beigefügte Typenregister. Für die Märchen ist natürlich Aarne-Thompson benützt; ihr Register ist ja schliesslich aus dem finnischen Material hervorgegangen, so dass es die gegebene Quelle darstellt. Für das Sagenregister hat Simonsuuri selbst die nützlichste Vorarbeit geleistet mit seinem «Typen- und Motivverzeichnis der finnischen Sagen» (Helsinki 1961; FFC 182). Dem Buch ist ebenfalls ein Quellennachweis beigegeben; er gibt für jede Nummer die veröffentlichte Quelle und das ursprüngliche Manuskript des Volksdichtungsarchivs an, ferner Ort, Sammler, Erzähler, Aufzeichnungsjahr und Typennummer. Bei den Sagen stossen wir auf einige der allgemein bekannten europäischen Motive: Pans Tod, Stunde ist da, Sündenregister (das hier auf einer Pferdehaut aufgeschrieben wird), Frevelsagem. Bei der grossen Gruppe der Schwänke fällt stark die verhüllte und ins Komische gezogene Sozialkritik auf: die Anklage der Knechte und des Gesindes gegen geizige Bauern, aber auch gegen geizige Geistliche. Uns scheint das ganze Buch ausserordentlich geglückt, reichhaltig und wohlhabend – mag sein, dass ein Fachmann gerne das eine oder andere Element anders verlagert gesehen hätte: wir können nur sagen, dass uns das Buch einen schönen Einblick in die finnische Volkserzählung vermittelt hat.

Wildhaber

*Geneviève Massignon* (ed.), *Folktales of France*. Foreword by *Richard M. Dorson*. Chicago, University of Chicago Press, 1968. XLVIII, 315 p. (Folktales of the World).

Der eben erschienene Band der *Folktales of the World*-Serie scheint mir besonders gut geglückt zu sein. Das hängt damit zusammen, dass die leider so früh verstorbene Geneviève Massignon in ganz hervorragendem Masse geeignet war, einen besonnen und repräsentativ ausgewählten Bestand französischsprachiger Märchen zusammenzustellen. Dass diese Auswahl von 70 Märchen nicht leicht zu treffen war, ersieht man wohl am besten daraus, dass Paul Delarue im Jahre 1956 den Bestand der Märchen auf rund 10000 schätzte. Der vorliegende Band weicht insofern von der Einteilung der früheren Bände ab, als er nicht eine thematische Gruppierung vornimmt sondern eine solche in 15 regionale Gebiete. Man ersieht hieraus allerdings recht klar, dass die Einheit nur in der französischen Sprache besteht, keineswegs aber im Ethnikum und in den Kulturzusammenhängen. Wenn Mlle Massignon die Nord- und die Südbretagne als die reichsten Märchengebieten bewertet, kommt man – in Abwandlung eines Ausspruchs des Herrn de Gaulle – in Versuchung auszurufen: «Vive la Bretagne libre!» Die Herausgeberin geht in einer kurzgefassten Einleitung auf die Aufnahmetechnik der Delarue-Schule ein; sie schildert die Erzählsituationen und sie versucht, eine summarische Charakteristik des Stils und des Inhaltes der Märchen der verschiedenen Regionen herauszuarbeiten. Wie üblich bringt der Anmerkungssteil die Typennummer und Typenbezeichnung, die Aufzeichnungsdaten, die Verbreitungsgebiete in Frankreich und den übrigen Ländern, und Verweise auf Spezial-



abhandlungen, wenn solche vorliegen. – Ebenso geglückt ist das Vorwort von Dorson, weil es eine nur auf das Wesentliche zielende Wertung und Einreihung der französischen Märchenforschung bieten will. Damit bringt dieses Vorwort eine Art Gleichgewicht zur gelegentlichen Überbewertung der deutschen Märchenforschung im Rahmen der gesamt-europäischen Forschung. Dass Charles Perrault am Anfang der Betrachtung steht, ist klar. Nachher führt Dorson die bedeutenden französischen Forschernamen an, mit ihren Übereinstimmungen aber auch mit ihren Gegensätzen. Da stehen in vorderster Linie die drei Namen Cosquin, Gaidoz, Sébillot; auf sie folgen Arnold van Gennep und Paul Saintyves. Danach kam die bedeutsame Ausgabe des «Catalogue des contes français» durch Paul Delarue (fortgeführt von Marie-Louise Tenèze). Ein menschlich sehr schönes Denkmal setzt Dorson der Herausgeberin dieses Märchenbandes: Geneviève Massignon. (Eine Bemerkung zu S. 257: Elisée Legros ist ein «he» und nicht eine «she»). Wildhaber

*Arnold Bächli*, Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. 2. Teil: Das Gebiet des Rheins von Badus bis zum Calanda. Aarau, Sauerländer, 1966. 941 S.

Bei dem – in seinem Obertitel etwas irreführenden – vorliegenden Werk handelt es sich um eine vorzügliche Ausgabe von Volkserzählungen aus Graubünden, die der Herausgeber selbst in den vierziger Jahren gesammelt hat. Der Titel «Mythologische Landeskunde» ist wohl erwachsen einerseits aus dem Bemühen des Autors, die enge Verknüpfung von Landschaft und Erzählüberlieferung zu dokumentieren, und andererseits aus dem Vorherrschen des «mythischen» Gehalts der Erzählungen. Die Sammlung ist eine überaus lebendige und überzeugende Demonstration des vor allem von Will-Erich Peuckert (Sagen, Geburt und Antwort der mythischen Welt. 1965) für die Sagenforschung nutzbar gemachten Begriffs der Interessen- und Milieudominanz, d.h. eines Vorherrschens von Erzählungen, die das aussergewöhnliche und besondere Geschehen (deshalb spricht Peuckert auch von der «Sage als Geschichte des Dorfes») innerhalb des Bezugrahmens des jeweiligen sozialen, wirtschaftlichen und landschaftlichen Raumes behandeln. Diesen landschaftlichen Rahmen bildet für Graubünden das Hochgebirge, und zwar nun in der Sage in bezug gesetzt zu Leben und Wirtschaft dieser Bergbewohner, das so ausserordentlich abhängig ist vom Geschehen in dieser Gebirgsnatur. «Irgendwie im Zusammenhang mit dem Respekt vor den verderblichen Naturgewalten des unwirtlichen Gebirges ist im Volksbewusstsein eingewurzelt geblieben eine instinktive Scheu vor den Wirkungen heimtückischer magischer Mächte», führt Bächli aus. Das Überwiegen einmal der Erzählungen von Unglücksfällen, zum anderen von den sog. «striegn», den Hexenwesen, die alle Art von dörflichem Schadenzauber treiben, aber gleichzeitig hinter allen Naturkatastrophen stehen, unterstreicht diesen Gedankengang. Haben wir hier auch vielfach die gängigen Erzählmotive aus dem international verbreiteten Überlieferungsfundus, so zeigt doch gerade das Variable, Spezifische, wie stark die Landschaft auf die konkrete Färbung der Regionalüberlieferung einwirkt. Ein besonders sprechendes Beispiel dafür ist die Umformung des uns fast ausschliesslich als «Wassersagen» bekannten Typus «Die Stunde ist da, aber der Mann ist nicht da»: Hier kommt der unheimliche Ruf aus dem Wald, das Schicksal trifft den Waldarbeiter (S. 135). Es ist eine Schicksalssage, keine Geistersage – der Geist ist nur die Verkörperung des Schicksalsvollstreckers im dominanten Bereich der Todesbedrohung. Neben der Fülle an authentischem Material aus unserem Jahrhundert begrüsst man den weit gespannten Rahmen der Aufnahme. Neben wenigen Märchen, vor allem Sagen im klassischen Bereich des Zauberisch-Mythischen, aber auch Legenden, Sprichwörter und Berichte von zwar aussergewöhnlichen, aber keineswegs übernatürlichen Ereignissen. Wir finden es so, wie es der Gewährsmann erzählt hat, als «merkwürdige Begebenheit», d.h. als bemerkens- und des Merkens wertiges Geschehnis (vgl. dazu Rez. «Die Chronikerzählung», in: Volksüberlieferung. Festschrift für Kurt Ranke, Göttingen 1968, 37–80), das ihm selbst oder einem anderen (in der Gegenwart oder der Vergangenheit) widerfahren ist.

Büchli hat die Geschichten nach Erzählern geordnet. Ein durchaus legitimes Vorgehen, wenn dem Forscher die sog. «Biologie» der Erzählung im Vordergrund steht. Jeder Erzähler wird im Bild (photographisch und biographisch) vorgestellt, weitere Zwischenkommentare gelten dem landschaftlichen und historischen Hintergrund einzelner Geschehnisse. Diese Vorgehensweise erschwert allerdings jedem Erzählforscher, dem es um Inhalt und Thematik der Erzählungen geht, entweder um eine internationale Vergleichsbasis zu finden oder auch um landschaftliche Geprägtheit zu erforschen, die Arbeit ausserordentlich, zumal das Buch keinerlei Register hat. Diese Forderung nach Registern, in diesem Falle wäre das mindeste ein Sachregister gewesen, da wir bisher ja noch kein vollständiges brauchbares Klassifikationssystem für Sagen besitzen, sollte für jedes Werk, dessen wissenschaftliche Benutzbarkeit ansteht, eine Selbstverständlichkeit werden.

Ina Maria Greverus

*Gudrun Staudt; Will-Erich Peuckert* (Hrsg.), Nordfranzösische Sagen. Berlin, Erich Schmidt, 1968. 223 S. (Europäische Sagen, 6).

Dass man französische Sagen in einer wissenschaftlichen Ausgabe in deutscher Übersetzung vorlegt, mag zunächst etwas befremdlich erscheinen; aber offenbar ist es für viele Wissenschaftler ein Bedürfnis! In jeder Übersetzung – und Gudrun Staudt hat ihre Aufgabe ausserordentlich umsichtig und sorgfältig gelöst, wir anerkennen das ohne jede Einschränkung – wird vieles vom Spezifischen, vom landschaftlich Gebundenen verloren gehen und es wird manches – ungewollt und unbeabsichtigt – vom Charakter der neuen Sprache übernommen. Das ist besonders bei Sagen zu bedauern. Selbstverständlich bleiben die Sagenmotive trotzdem gewahrt und ausnützlich.

Peuckert, als Herausgeber der Reihe «Europäische Sagen», plant zwei Bände für das französische Sprachgebiet. Zunächst erscheint der nordfranzösische Band; er umfasst das Gebiet zwischen der Nordsee und der Loire, unter Weglassung der Bretagne (was uns sehr berechtigt erscheint), aber mit Einbezug des Argonnerwaldes, wallonisch Belgiens und des französisch sprechenden Luxemburg. Peuckert charakterisiert es historisch als «altes fränkisches Sprach- und Bau- und Siedlungsland». Die ausgewählten Texte – es sind 337 Nummern – sind der Zeitschrift «Mélusine» und den früheren Jahrgängen der Zeitschrift «Revue des traditions populaires» entnommen, die sich auch in grösseren Bibliotheken nicht ohne weiteres befinden; insofern ist eine Wiedergabe und geordnete Zusammenstellung sicherlich sehr begrüssenswert und höchst verdienstlich. Zu jeden einzelnen Nummern werden die im Peuckert'schen Zettelkasten vorhandenen Parallelen beigegeben, hauptsächlich aus Frankreich selbst (unter besonderer Benützung von Paul Sébillot, *Le folk-lore de France*), dann aus den angrenzenden deutschen Landschaften, ferner aus den – ich verwende Peuckerts Worte – «heute französisch regierten deutschsprachigen Landschaften Elsass, Lothringen», und aus der welschen Schweiz. Die Konkordanztafel der Texte und der Vorlagen wird erst dem Band der «Südfranzösischen Sagen» angefügt. Beim Ortsregister wäre vielleicht die Angabe der heutigen Departemente bei den einzelnen Ortschaften nützlich gewesen. Das Sachregister, das vernünftigerweise einige französische Spezialausdrücke unübersetzt beibehält, erschliesst den Reichtum des Bandes.

Wildhaber

Begegnung der Völker im Märchen. Unveröffentlichte Quellen. Bd. 3: Griechenland-Deutschland. Zusammenstellung und Bearbeitung von *Georgios A. Megas*. Hrsg. von der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker. Münster, Aschendorff, 1968. 255 S. Griechischer und deutscher Text.

An die beiden Bände über Frankreich und Dänemark, mit welchen die Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker mit erfreulicher Unternehmungslust eine neue Reihe herauszugeben begonnen hat, schliesst sich jetzt ein dritter über griechische Märchen an. Er ist betreut von Georg Megas, dem ganz ausgezeichneten Kenner der griechischen Volkskunde. Das Prinzip, Quellen des deutschen und des jeweiligen fremden

Sprachraums in einem Bande zu bieten, ist hier – sicherlich nur zum Vorteil – durchbrochen worden. Megas verspricht einen zweiten Teil, der dann deutsche Märchen in Übersetzung dem griechischen Interessenten vermitteln soll. Diese – vielleicht nicht von Anfang an geplante – Zweiteilung mag wohl der Grund für kleine redaktionelle Unstimmigkeiten sein. Megas verweist nämlich auf das Aarne-Thompson'sche Typenregister am Schluss, das aber nicht vorhanden ist. Dafür finden sich zwei etwas unklare Seiten, die mit «Aufsätzen» zu tun haben sollen (offenbar handelt es sich um eine falsche deutsche Übersetzung). Aus der Fülle der noch unveröffentlichten griechischen Märchen hat Megas 30 ausgewählt. Die Mehrzahl dieser Texte sind dem Laographischen Archiv der Athener Akademie entnommen. Ihre Lektüre ist ein richtiges Vergnügen. Ich hätte einzig beim Märchen Nr. 21 gewisse Bedenken, da es aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt und zu einer neuen Fassung vereinigt ist. Wildhaber

Das Herz der Sterne. Redakteur: *Gyula Ortutay*. Budapest, Corvina Verlag, 1968. 436 p., ill. (Reihe: Märchen der Völker).

Ce recueil au titre poétique nous fait connaître une série de contes africains et malgaches: 8 d'Afrique du Nord (Egypte, Soudan, Tunisie, Maroc), 32 d'Afrique Occidentale (Guinée, Mali, Ghana, Togo, Dahomey, Nigeria), 24 d'Afrique Orientale (Ethiopie, Somalie, Kenya, Uganda, Tanzanie), 19 d'Afrique Centrale (Congo, Cameroun, Angola), 9 d'Afrique du Sud (Rhodésie, Mozambique, Sud Ouest Africain, Union d'Afrique du Sud) et 7 de Madagascar. Ces contes nous révèlent un des aspects traditionnels de l'Afrique. Les Africains, comme tous les hommes qui vivent en contact étroit avec la nature, s'intéressent particulièrement aux différents phénomènes naturels et aux qualités des hommes et des animaux et cherchent à les expliquer; les contes, parfois sous une forme féerique, parfois sous une forme plus réaliste, reflètent ces préoccupations. De nombreux et charmants dessins d'Emma Heinzelmann illustrent ce livre qui plaira aux enfants comme aux adultes et qui pourra également intéresser dans une certaine mesure les ethnologues, Malheureusement pour ces derniers l'origine exacte des contes n'est pas clairement indiquée.

Alain Jeanneret

Danish Ballads and Folk Songs. Selected by *Erik Dal*. Translated by Henry Meyer. Copenhagen and New York, The American-Scandinavian Foundation – Rosenkilde and Bagger, 1967. 303 S.

Im Jahre 1962 gab Erik Dal unter dem Titel «Danske Viser» eine Anthologie heraus, deren Ziel es war, einen breiten Leserkreis mit einer Auswahl charakteristischer dänischer Volksliedtexte bekannt zu machen. Dieses Vorhaben wurde sowohl von der Fachwelt wie vom Publikum so günstig aufgenommen, dass man auch an die Herausgabe einer englischen Übersetzung denken konnte. Sie liegt nun im gleichen Verlag und in der gleichen vorbildlichen Ausstattung vor. Für die Übertragung zeichnet Henry Meyer verantwortlich, dem man bescheinigen muss, dass er die schwierige Aufgabe erfolgreich gemeistert hat, die darin besteht, den poetischen Reiz der Originaltexte auch im fremden Sprachgewand noch sichtbar werde zu lassen, ohne sich allzu weit von dem ursprünglichen Wortlaut zu entfernen. Da den englisch-schottischen und den dänischen Balladen nicht nur die äussere Form (Refrain!), sondern vielfach auch die gleichen Themen und Motive gemeinsam sind (z. B. Nr. 29 «Ulinger» = Child Nr. 4; Nr. 31 «Svend i Rosengård» = Child Nr. 13 Edward), nimmt es nicht wunder, dass manche Übersetzungen, besonders im 37 Nummern umfassenden Balladenteil sich wie Child-Balladen lesen. Aber Dal beschränkt sich in seiner Auswahl nicht auf das klassische Erzähl lied des dänischen Mittelalters, sondern er zieht auch jüngere Gattungen heran, im Abschnitt II die «Scherzlieder» (dän. Skæmteviser) und im Kapitel III die «späteren Lieder» (dän. Efterklang). In diesen beiden Teilen finden sich auch mehrere aus deutsch-dänischem Gemeinbesitz stammende Lieder, wie Nr. 49 «Brotgeiz» (Erk-Böhme Nr. 209), Nr. 53 «Königskinder» (DVldr. Nr. 20), Nr. 54 «Tannhäuser» (DVldr. Nr. 16), Nr. 58 «Graf und Nonne» (Erk-Böhme Nr. 89).

Im IV. Kapitel werden die meist fragmentarisch überlieferten ältesten Balladenzeugnisse, einige Kontrafakturen und Prosaauflösungen geboten. Einleitend findet sich eine kurze Einführung in die Welt des dänischen Volksliedes und seiner verschiedenen Gattungen. Jedem Lied ist im Anhang ein knapper Kommentar beigegeben.

Wer glücklicher Besitzer beider Ausgaben, des dänischen Originals und der englischen Übersetzung ist, wird es als angenehm empfinden, dass der Text beider Werke Seite für Seite übereinstimmt und dadurch eine parallele Benutzung ermöglicht wird. Lediglich Lied Nr. 50 der Originalausgabe, ein kaum übersetzbares ABC-Lied, wurde gegen einen Flugblattdruck aus dem Jahre 1547 ausgewechselt, die Nr. 51 und 52 miteinander vertauscht. – Auch der vorliegenden Ausgabe darf man wiederum eine weite Verbreitung wünschen.

Rolf Wilh. Brednich

*Károly Gaál*, Spinnstubenlieder. Lieder der Frauengemeinschaften in den magyrischen Sprachinseln im Burgenland. München/Zürich, Verlag Schnell & Steiner, 1966. 143 S., 1 Karte, 5 Abb., mus. Noten. (Studia Hungarica, Schriften des Ungarischen Instituts München, 3).

Die hier vereinigten 33 Spinnstubenlieder (in ungarischem Text und deutscher Parallelübersetzung) sind nicht nur wichtig als Lieddokumente einer sprachlichen und ethnischen Mischlandschaft, sie sind ebenso interessant durch den Versuch des Herausgebers, sie in den Brauchbereich einer noch gebundenen dörflichen Gemeinschaft einzureihen und sie aus diesem Bereich heraus zu erklären. Gaál kennt sich im Burgenland ausgezeichnet aus; davon zeugt sein einleitender Aufsatz, welcher die Situation vor allem im südlichen Burgenland trefflich schildert. Es handelt sich – in Gaáls Worten – um «das charakteristische Rückzugsgebiet zwischen der Steiermark und Südwestungarn, wo in einer noch immer überlieferten Lebensform nicht nur die von den im Laufe der Geschichte hier Ansässig gewordenen mitgebrachten Erscheinungen zu finden sind, sondern auch die sowohl vom westlichen als auch vom östlichen Nachbarn verdrängten Erscheinungen leben.» Wenn auch im Brauchtum der Burgenländer Magyaren westliche Einflüsse stark wirken, so bleiben diese in ihrem Liederschatz, der eben sprachlich gebunden ist, völlig fern. Dazu kommt, dass ihre Lieder einstimmig gesungen werden, und dass sie deshalb die auf Mehrstimmigkeit aufgebauten Lieder der deutschsprachigen Bevölkerung nicht übernommen haben. Die Hüter und Weitergeber dieses Liederschatzes sind die Frauen; die Männer sind die Träger des Märchenschatzes und des Erzählbrauches. Die Lieder werden – wie es der Buchtitel schon besagt – in den Frauengemeinschaften gesungen. Darunter waren früher hauptsächlich die Spinnabende zu verstehen; heute sind es meist nur noch die Zusammenkünfte zum Federschleissen. Für die heutige Situation ist es aber besonders aufschlussreich, welche Altersgruppen die Singtradition pflegen. Gaál berichtet aus seiner eigenen Erfahrung, wie das Singen aufhört oder wie zum mindesten das Repertoire der Lieder sich sofort ändert, wenn Unverheiratete oder jung verheiratete Frauen sich mit den älteren Frauen zu einer Abendveranstaltung zusammenfinden. Alle Anzeichen lassen darauf schliessen, dass das Schleissen sich ebenso in die Altweibergemeinschaft zurückzieht wie früher das gemeinsame Spinnen. Damit wird auch der Liederschatz, der mit dieser Gemeinschaft als ihrem Träger zusammenhängt, allmählich in Vergessenheit geraten. Im mitgeteilten Lieder-Repertoire überwiegen die Betyaren- und Dienstmädchenballaden. Gaál hält dafür, dass ihre Kenntnis hauptsächlich auf Flugblätter zurückgeht, welche in der Verbreitung der ungarischen Volksdichtung überhaupt eine grosse Rolle spielten. Im Anhang werden zu jedem Lied die notwendigen Angaben gemacht: Name der Sängerin, Sacherklärungen und Literaturangaben. Die jeweiligen Notenaufzeichnungen und musikalischen Anmerkungen stammen von Susanne Vendrey am musikwissenschaftlichen Institut an der Universität Wien.

Wildhaber

Südsardische Trutz- und Liebes-, Wiegen- und Kinderlieder. Gesammelt und hrsg. von *Max Leopold Wagner*. Mit einem Nachwort zum Neudruck von *Felix Karlinger*. Son-



derausgabe 1968. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1968. 63 S. (Reihe «Libelli», 226).

In einem reizvollen, schmalen Bändchen erscheint hier ein reprografischer Nachdruck der sardischen Liedersammlung, die Max Leopold Wagner als Beiheft 57 zur Zeitschrift für Romanische Philologie im Jahre 1914 herausgegeben hatte. Felix Karlinger, dem dieser Neudruck zu verdanken ist, gibt in knapper, behutsam einführender Weise die Stellung der heutigen romanischen Philologie zu Wagners Sammlung und zum Problem der *mutus* und *mutetus*, der Vier- und Mehrzeiler. Karlinger ändert mit vollem Bedacht nichts an Wagners Übersetzungen; denn «Wagner hat mit Erfahrung und bestem Verständnis die sardischen Texte verdeutscht. Nicht immer bringt diese wörtliche Übersetzung auch den hinter den Worten verborgenen Sinn klar zum Ausdruck, zumal Wagner darauf verzichtet, metaphorische Wendungen und Topoi aufzuschlüsseln». Karlinger belässt damit dem Werklein die anspruchlose und liebenswürdige Leichtigkeit, die ihm vermutlich auch Wagner geben wollte. Wildhaber

*Giovanni B. Bronzini*, *Filia, visne nubere? Un tema di poesia popolare*. Roma, Edizioni dell'Ateneo, 1967. 372 S., 9 fotogr. Abb., 49 Melodie-Transkriptionen.

Das Buch enthält sämtliche bis heute bekannten europäischen Volkslieder bzw. Gedichte zum Thema des von den Eltern unterdrückten Heiratswunsches der Tochter. Es handelt sich um 174 Varianten v. a. aus dem italienischen und französischen Sprachbereich, aber auch deutsche, niederländische, russische, litauische, rumänische, serbokroatische und ungarische Texte sind im Original und in Übersetzung verzeichnet. Im ersten Teil bringt Bronzini eine kritisch-vergleichende Studie der gesammelten Texte. Er unterscheidet zwei Haupttypen: I. die Mutter zählt alle Gartenfrüchte auf, die der kranken Tochter Heilung bringen könnten, aber nur der Gärtner ist dazu imstande, II. die Mutter schlägt alle möglichen Berufsleute als Bräutigam vor, aber nur einer kommt für die Tochter in Frage; daneben kommen noch weitere sechs weniger zahlreich verbreitete Typen: III. es fehlt nichts im Haus, und dennoch sehnt sich das Mädchen nach einem Mann, IV. das Mädchen möchte sofort heiraten, aber die Mutter will den Termin hinauszögern, V. die fehlende Aussteuer ist Vorwand, von der Hochzeit abzusehen, VI. nur der betreffende junge Mann kann heilen und keine noch so kostbaren Gegenstände, VII. die Mängel des Bräutigams sollten abschreckend wirken, VIII. die Mühsal des Ehelebens wird in den schwärzesten Farben geschildert. In einigen Fällen sind Berührungen und Einflüsse von Land zu Land nicht von der Hand zu weisen, sehr häufig aber wird man annehmen müssen, dass dieses so elementare und allgemeine Thema jederzeit und allerorts auftreten kann. Vermischungen mit verwandten Themen sind sehr häufig. Die Studie ist mit äusserster Sorgfalt durchgeführt, das Buch tadellos ausgestattet, nur schade, dass man die Übersetzungen und die wertvollen Fussnoten hinten nachschlagen muss. Iso Baumer

*Sebastiano Lo Nigro*, *La canzone della «Fanciulla guerriera» nella poesia popolare europea*. Estratto dal «Siculorum Gymnasium» N.S. a. XIX. n. 1, Catania, 1966. 51 S.

Lo Nigro hatte sich schon früher mit dem Novellentyp befasst, dessen Thema das in Männerkleidung auftretende Mädchen ist, welches sich der Geschlechtsprobe stellen muss (in: *Tradizione e invenzione nel racconto popolare*, Firenze 1964, 47–78); am Schlusse der Abhandlung versprach er eine Untersuchung über das analoge Thema in der Volksdichtung, in Form der canzone epicolirica, mit dem Titel «Das Mädchen als Kriegerin». Zwei Jahre später hat er sein Versprechen eingelöst. Er untersucht die Verbreitung von Portugal bis Jugoslawien, die Einflüsse und Abhängigkeiten und kommt zum Schluss, dass ursprünglich eine französische Quelle vorliegen muss, die nach der iberischen Halbinsel und nach Norditalien führt; vom Piemont aus verzweigt sie sich bis Venedig und nach der Toscana, von Italien durch Bänkelsänger bis Dalmatien. Lo Nigro setzt sich mit den Ansichten anderer Forscher zum gleichen Thema auseinander; er verbindet die Erwähnung historischer Persönlichkeiten und Ortschaften in den Gedichten

durchaus nicht mit der Idee einer direkten Beziehung oder gar Gleichzeitigkeit von historischer Wirklichkeit und poetischer Schöpfung. Formal ist die canzone epico-lirica nicht vor die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts anzusetzen. Kriterium für die geringere oder grössere Nähe einer Variante zum Original ist für Lo Nigro der organische und kohärente Ablauf der geschilderten Ereignisse; wo Motive ausfallen oder nicht mehr richtig begründet erscheinen, kann mit zeitlicher oder räumlicher Entfernung vom Ursprung gerechnet werden. Eine reiche Anzahl von formalen Varianten spricht für die Lebendigkeit des Liedes in der betreffenden Gegend. Das Lied erlebte übrigens im Ersten Weltkrieg eine Art Wiedergeburt. Es dürfte auf die verwandte Novelle zurückgehen und einem Volksdichter um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert zu verdanken sein. Iso Baumer

*H. Biezais*, Die zweite Sammlung lettischer Volkslieder von Gustav Bergmann. Uppsala, Almqvist & Wiksells Boktryckerei AB, 1967. 110 S., 5 Abb. (Skrifter utgivna av Religionshistoriska Institutionen i Uppsala, 3).

«Die erste Sammlung der lettischen Volkslieder von Gustav Bergmann», herausgegeben und kommentiert von H. Biezais, erschien in Jg. 16, 1960, der Zeitschrift *Arv* und 1961 als Sonderdruck in Uppsala. Die nun vorliegende Fortsetzung dieser Arbeit ist ebenfalls zunächst in *Arv*, Jg. 22, 1966, veröffentlicht worden. Gustav Bergmann, Pastor der Gemeinde Rūjiena, hat in den Jahren 1807 und 1808 in seiner Hausdruckerei und in sehr geringer Auflage zwei Ausgaben lettischer Volkslieder hergestellt; zusammen 486 Liedertexte, die er z.T. selbst gesammelt, z.T. von anderen Sammlern erhalten hatte. Über seine Absichten schrieb Bergmann im Vorwort zur ersten Sammlung: Einmal habe er den Wunsch gehabt, die lettischen Volkslieder für künftige Geschlechter zu erhalten. Zweitens habe er durch die Veröffentlichung dieser Lieder die Aufmerksamkeit der anderen deutschen Pastoren der lettischen Gemeinden erwecken wollen, damit auch sie zu sammeln begännen. Das eine wie das andere Motiv entspräche den derzeitigen Kulturinteressen (Herder!). Im zweiten Band stellt der Sammler und Herausgeber Vergleiche mit den Liedern der Nachbarvölker, mit den Litauern, Esten und Russen an. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang darüber hinaus, dass Bergmann – ungeachtet verschiedener Vorwürfe – u. a. obszöne und sozialkritische Texte abdruckte, wobei er sich seinen Kritikern gegenüber folgendermassen äusserte: «Sollten einige Stellen in diesen Gedichten etwas zu ausgelassen oder schlüpfrig zu seyn scheinen, je nun, grosse Dichter haben bey aller ihrer übrigen Grösse und sittlichen Strenge, manches weit unsittlicheres sich zu Schulden kommen lassen: warum sollte dann dieses unterjochte Volk nicht scherzen dürfen?» (S. 101). In der vorliegenden Neuauflage hat Biezais neben die lettischen Texte deutsche Übersetzungen gestellt, die sich in einer Handschrift im British Museum zu London erhielten. Es bleibt offen, wer diese Übersetzungen angefertigt und niedergeschrieben hat; Bergmann hatte das Manuskript jedenfalls überlesen und an vielen Stellen korrigiert.

Ein wichtiges Nebenergebnis bietet Biezais in dem Abschnitt «Die lettischen Texte der Sammlung G. Bergmanns in der Ausgabe von Kr. Barons», S. 4–14 des Vorwortes. Barons hat 1893 bis 1917 die grosse Sammlung lettischer Dainas veröffentlicht (35 789 Grundtexte und 182 000 Varianten) und darin auch Texte von Bergmann übernommen. Biezais zeigt nun, dass Barons sehr frei mit diesen Texten umgegangen ist –, und er zieht daraus den Schluss, dass die genannte Dainas-Gesamtausgabe nicht wissenschaftlichen Maßstäben genügt, also dringend einer kritischen Überarbeitung und Neuauflage bedürfte.

Wolfgang Suppan

*Bengt Holbek; Iørn Pjō*, Fabeldyr og sagnfolk. Kopenhagen, Politikens Forlag, 1967. 512 S., Abb.

Die beiden Herausgeber und der Verlag legen hier wieder eines jener gefälligen kleinen Handbücher vor, die man mit Vergnügen zur Hand nimmt und gerne zu einer ersten, kurzen Orientierung benützt. Hiezu ist dieses Buch bestimmt, und es erfüllt seinen Zweck ganz und gar. Wohl mehr noch: da die Darstellung so ausgezeichnet referiert, ertappt man

sich immer wieder, dass man gleich noch ein paar weitere Stichworte anschaut. Wie es bei solchen Klein-Handbüchern gar nicht anders sein kann, wird man auch Lücken entdecken, aber man wird sich vor Augen halten müssen, dass die Herausgeber nirgends einen Anspruch auf umfassende Vollständigkeit erheben. Im Gegenteil, sie grenzen ihr Thema auf Europa (mit Einschluss der Antike) und den Nahen Osten (babylonisch-assyrisch, ägyptisch, jüdisch) ab. Bei «Europa» wird man sich im klaren sein müssen, dass darunter im wesentlichen das skandinavische Gebiet zu verstehen ist; die kontinental-germanischen, romanischen, slavischen und finno-ugrischen Länder sind höchstens en passant berücksichtigt. Die Einteilung in *sagnfolk* und *sagndyr* einerseits und *fabelfolk* und *fabeldyr* andererseits (zwischen beiden steht als Übergangsthema *sagn- og fabellande*) kann sicherlich nicht überall klar abgegrenzt werden; dieser Mangel lässt sich durch das gute Register beheben. Auch eine klare Abgrenzung zwischen Fabelwesen und Prodigien-schöpfungen (Abnormitäten, Missgeburten, Phantasiekreaturen in der Art des Malers Bosch) wird nicht immer möglich sein. Für die Abbildungen ist von der ältesten Antike bis zu modernen Buchillustrationen alles herangezogen, was zu passen schien. Zunächst mag man sich daran stossen, da man Antike und Mittelalter als «Beleg» anzuerkennen geneigt ist, bei der Moderne aber vielleicht Bedenken hat. Und doch: ihr Dokumentationswert ist im Grunde genau so gross oder so klein wie bei älteren Bildern, da es sich ja gar nicht um Realia handelt, sondern nur um eine Verbildlichung, wie man sich zu einem bestimmten Zeitpunkt derartige Wesen vorgestellt hat. – Einzelne der Abbildungen lassen gelegentlich an Klarheit der Reproduktion zu wünschen übrig. Bei der Literatur – die sonst eine anerkennenswerte Zusammenstellung vor allem nordischer Titel bringt – wären die Arbeiten von R. Schenda über die Prodigienliteratur, von Herbert Schade, Dämonen und Monstren, und von V.-H. Debidour, *Le bestiaire sculpté du moyen âge en France* wünschenswert gewesen. Auch – aber das ist nun schon sehr persönlich und vielleicht etwas unbescheiden! – meinen kleinen Aufsatz über «Die Baumgans und der Gänsebaum» (Leben und Umwelt, Aarau, Dezember 1953) vermisse ich. Wildhaber

*Silvia und Walter Frei*, Mittelalterliche Schweizer Musik. Bern, Paul Haupt, 1967. 56 S., davon 32 ganzseitige Abb. (Schweizer Heimatbücher, 130).

Der Berichterstatter sieht sich gezwungen, zunächst auf die grundsätzlichen Schwierigkeiten hinzuweisen, die sich der Abfassung einer Schrift wie der vorliegenden entgegenstellen. Gegenstand jeder Musikgeschichtsschreibung ist letztlich die Musik. Diese gewinnt, jedenfalls für die meisten Menschen, ein eigentliches «Leben» nur, wenn sie klingt; infolgedessen hat jede Musikgeschichtsschreibung, die sich vornimmt oder die gezwungen ist, der vielleicht «abstraktesten» aller Künste mit den Mitteln allein des Wortes und, wie hier, auch der Abbildung wirklich nahe zu kommen, grosse Schwierigkeiten, anschaulich zu werden und im Leser klare Vorstellungen zu schaffen. – Dann ein etwas spezielleres Problem: Ist nicht der Begriff der «Schweiz» in der umschriebenen Epoche – sie wird von den Verfassern als die Zeit etwa zwischen 500 und 1600 verstanden – an sich schon fraglich? Und was ist «mittelalterliche Schweizer Musik» genau? (vgl. in diesem Zusammenhang die noch immer lesenswerten Bemerkungen von Jacques Handschin im Schweizer Musikbuch, Zürich 1939, I, S. 11 f.). Die Verfasser haben sich offenbar dazu entschlossen, die «Schweiz» als jenes Gebiet, das heute schweizerisch ist, und «Schweizer Musik» als jene Musik zu verstehen, die im Gebiet der heutigen Schweiz oder auch – so im Abschnitt über Senfl und Glarean – von in der «Schweiz» Geborenen oder Wirkenden geschaffen wurde. Wie immer man hierüber denken mag, in jedem Fall fordert die Problematik einer mittelalterlichen «Schweiz» und die noch immer bestehende Lückenhaftigkeit der Kenntnisse zur «mittelalterlichen Schweizer Musik» den ergänzenden Einbezug der Musikgeschichte auch anderer Gebiete und Länder: nur so entgeht die Forschung der Gefahr, Gegebenheiten im eigenen engern Arbeitsgebiet isoliert von der allgemeinen «Umwelt» zu sehen, und nur so vermeidet sie es, sich selber den Zugang zu – vergleichend gewinnbaren – Ergebnissen zu verbauen. Dies gilt, so gut wie für die Forschung, natürlich auch für die Musikgeschichtsschreibung, und so wird die gestellte

Aufgabe, genau besehen, viel umfangreicher, als die geographische Beschränkung es zunächst erwarten lässt. – Schliesslich ergibt sich eine weitere Erschwerung aus dem besonderen Charakter der Reihe der hier vertretenen «Schweizer Heimatbücher»: die Ausführungen sollen zwar wissenschaftlich korrekt, aber dennoch anschaulich und einem breiteren Leserkreis bequem verständlich sein, sogar, wie hier, ohne Noten- und Schallplattenbeispiele. Eine solche Darstellung dürfte ungleich schwieriger sein als eine entsprechende wissenschaftliche Abhandlung, die immerhin mit gewissen Voraussetzungen beim Publikum rechnen darf.

Man sieht, es gehört ein ungewöhnlicher Mut dazu, auf nicht einmal zwanzig Druck- und nur etwas über dreissig Abbildungsseiten einen Überblick über «mittelalterliche Schweizer Musik» vermitteln und dabei alle die geschilderten Schwierigkeiten meistern zu wollen. Unerlässlich für die Abfassung sind umfassende Kenntnis und klug abwägende Disposition des darzustellenden Stoffes, und zwar nicht nur des «schweizerischen», sondern auch des heranzuziehenden «ausländischen» im Verhältnis zu jenem; mindestens ebenso wichtig ist aber auch – gerade bei einer Materie, die noch in manchem massgeblicher Klärung bedarf – das Bemühen um eine ganz klare und sachliche, selbst ein gelegentliches *ignoro* nicht scheuende Darstellung und eine dem Gegenstand und dem Publikum angemessene einfache Sprache.

Im Hinblick auf diese Anforderungen werden es am ehesten die Kriterien «Inhalt» und «Form» sein, nach denen die vorliegende Schrift beurteilt werden soll – so banal oder auch schulmeisterlich dies tönen mag. Zunächst zum Inhaltlichen: Mit der Disposition in die Kapitel «Die Anfänge», «Minne- und Meistergesang», «Erste Zeugnisse der Mehrstimmigkeit», «Alte volkstümliche Überlieferung» und «Humanismus und Reformation» wird man sich grundsätzlich einverstanden erklären können; im einzelnen freilich ist manches zu fragen, so – zufällig herausgegriffen – etwa: Ist, wenn zu Beginn schon die Musik im römischen Helvetien und das Margarethenlied erwähnt werden (S. 5), die getroffene umfangmässige Proportion ausgewogen (die Dokumente aus römischer Zeit sind gewiss selten, fehlen aber doch nicht einfach ganz; vgl. – nur für ein sich gleich anbietendes Beispiel – Arnold Geering: SVk 51, 1961, 48–50)? – Dann: wäre es nicht empfehlenswert gewesen (S. 7), Gastoués Vermutung, das Mauritius-Offizium aus St-Maurice lebe in jenem des St-Denis weiter, wenigstens mit zwei, drei Worten zu erwähnen? – Dann: fehlt nicht (S. 6f.) ein Hinweis auf Luxeuil und auch auf die Beziehungen St.Gallen-Italien? – Lässt sich die Tropus-Definition (S. 7) in dieser Formulierung tatsächlich vertreten? – Kommt der ambrosianische Choral mit der einen Bemerkung (S. 8) nicht zu kurz? Hier hätte sich doch Gelegenheit geboten, dem unvertrauten Leser klar zu machen, dass der «gregorianische» Gesang nicht der einzig mögliche ist – die Bemerkung (S. 6), in St-Maurice sei «der Ritus... der gallikanische» gewesen, wird dem Laien nicht viel gesagt haben. – Ist, besonders nach den Forschungen von Hans Georg Wackernagel, das «Schweizer» Rittertum und seine geistige Bildung (S. 9) nicht zu verklärt und mindestens zu verallgemeinert gesehen? – Darf man so selbstverständlich im Organum eine wirkliche «Entwicklung» (im Text: «Ausfaltung») vom «zunächst improvisatorischen» Parallelorganum zur «komponierten Zwei- und Mehrstimmigkeit» sehen (S. 11)? Hat man hier nicht eher mit zwei verschiedenen Schichten der Musikübung zu rechnen? – Woraus lässt sich vermuten, dass in den Messätzen von St. Urban und Beromünster «der vielfach vitale Rhythmus... von akzentuierendem Schlagzeug gestrafft und verdeutlicht worden sei» (S. 12)? – Hätte nicht (S. 14) ein Hinweis auf die häufige Zuordnung der Trommler und Pfeifer zum militärischen Fussvolk – gegenüber den Trompetern und Paukern als Berittenen – einen überaus wichtigen Sachverhalt schlagartig bewusst gemacht, zugleich auch die soziale Vorzugsstellung der Trompeter erleuchtet? – Wäre (S. 15f.) nicht wenigstens ein kurzer Hinweis auf die Basler Drucker von Liturgica um 1500 wertvoll gewesen (vgl. noch immer Edgar Refardt, SjfMw 1, 1924, 118–137)? – Das letzte Kapitel führt, einigermaßen plötzlich, die «hohe» und «moderne» Musik jener Zeit in Bürgerhaus und Kirche vor. Wo bleibt das 15. Jahrhundert? Dufay ist (S. 16) ein einziges Mal kurz erwähnt, Josquin überhaupt nicht. Wäre an dieser Stelle nicht ein kurzer Blick auf das «Ausland»



notwendig gewesen (nicht nur in der «vergleichenden Zeittafel» nach S. 22)? Hätte nicht ein eindringlicher Hinweis (deutlicher als später, S. 18) zeigen müssen, dass die Niederlande und Italien in jener Zeit «tonangebend» waren, dass erst mit und nach Maximilian I. Deutschland seine musikalisch zweitrangige Stellung zu überwinden trachtete? Hätte sich dann nicht auch die Gestalt und Grösse Senfls organischer aus dem Vorangegangenen herausarbeiten lassen (S. 19)? – Darf man Senfls Wirkung auf die folgende Generation mit «der Überzeugungskraft seiner schlichten Herzlichkeit» begründen (S. 20)? Wo ist diese denn zu fassen? – Man wird sich, alles in allem, doch fragen müssen, ob nicht gelegentlich eindringlichere Beschäftigung mit dem Material die Lösung der gestellten Aufgabe gefördert hätte. Vermutlich wären die Verfasser damit vor einzelnen, allzu kühnen Behauptungen – und auch einigen Fehlern (eine Reihe von Versehen ist, wie der Berichterstatter bei Abschluss der vorliegenden Besprechung eben noch erfährt, von Arnold Geering in der NZZ von 20. Oktober 1967 berichtet worden) – bewahrt geblieben, und hätten sie auch den Stoff der einzelnen Kapitel in sich organischer, ausgewogener und damit auch richtiger darstellen können.

Es liegt in der Natur einer Besprechung, dass über Beanstandetem und darum im Detail Ausgeführtem das Positive oft etwas zu kurz kommt. Als gewiss positiv darf man im vorliegenden Fall die reichen Bildbeigaben – übrigens in glänzender technischer Qualität – werten; im einen oder andern Fall könnte man vielleicht fragen, ob nicht ein anderes Bild die Textausführungen noch anschaulicher und treffender hätte illustrieren können, aber im allgemeinen darf man sich am dargebotenen Material freuen. Übrigens: zu jenem Musiker Schilling, den die Bildlegende S. 42 erwähnt, vgl. schon Antoine-Elysée Cherbuliez, *Die Schweiz in der deutschen Musikgeschichte*, Frauenfeld/Leipzig 1932, S. 126 und besonders S. 371, Anm. 107. Als positiv hat auch die vergleichende Zeittafel zu gelten, die versucht, die «Schweizer Musikgeschichte» neben der Welt- und der europäischen Musikgeschichte zur Geltung zu bringen.

Und nun zur «Form»: Auch hier mag das Gebotene nicht durchwegs zu überzeugen. Es ist vor allem die oft zu wenig konturierte, zu wenig klare, einfache Sprache, die nicht recht behagen will. Warum (S. 6) ein so gewundener, lauer Satz wie: «Neben einer umfassenden Förderung alles dessen, was im weiten Bereiche des alltäglich Nützlichen liegt, reifte durch dieses stille Tun jenes Bleibende, das noch nach Jahrhunderten Zeugnis gibt von dem, was einst für das Höchste galt.» Oder ganz am Schluss des Textes (S. 20): «Aus diesem nährenden Grund ragen dann jene Gipfel empor, die in vielfach geläutertem Schaffen schweizerischen Geist so ins Werk setzten, dass er in der allverständlichen Sprache der Musik über die engen Grenzen hinaus Zeugnis gibt vom Gedanken der Freiheit, in dem, wie die schweizerische Eidgenossenschaft, so auch jedes echte Kunstwerk gründet, um Sinnbild und Mahnmal zu werden für die, die in den Schranken des Alltags eine Begegnung mit dem Wesentlichen suchen.» Mag ein solcher Satz wirklich eine anschauliche Vorstellung zu wecken? Ja, wenn das vorliegende Werklein eine selbständige Abhandlung wäre, ohne eine durch den Ort des Erscheinens gegebene Bindung an ein bestimmtes Publikum, dann müsste dieser «erhabene» Sprachstil als Eigenart der Verfasser, wenn auch nicht unbedingt bejaht, so doch angenommen werden. Hier sucht aber ein Leserkreis Aufschluss, der sich im behandelten Gebiet nicht auskennt, der nicht nachzuprüfen und sich allein nicht zurechtzufinden vermag. Das strikte Anrecht, das er damit auf ganz klare, unmissverständliche Auskunft hat, muss sich gleichermassen auf Inhalt und Form auswirken; in beidem vermag der Text leider nicht durchwegs zu befriedigen – so gross auch die Freude über die schöne und sympathische äussere Aufmachung des Bandes ist.

Martin Stachelin

*Constantin Brăiloiu*, Opere I, Traducere și prefață de Emilia Comișel. București, Editura Muzicală a Uniunii Compozitorilor din Republica Socialistă România, 1967. 456 S., mit zahlr. Notenbsp.

Vor genau zehn Jahren, am 20. Dezember 1958, starb Constantin Brăiloiu in Genf, wo er die Archives Internationales de Musique Populaire begründet und geleitet hatte. In

einem kurzen Nachruf wies Walter Wiora damals darauf hin, dass Freunde Brăiloius ein Verzeichnis seiner Schriften und eine Ausgabe verstreuter und unveröffentlichter Arbeiten vorbereiten würden. «So wird einem weiteren Kreise als bisher bewusst werden, wie gross die wissenschaftliche Leistung dieses Mannes war und was sie über die Grenzen seines Spezialgebietes hinaus für die Musikgeschichte und Grundlagenforschung bedeutet. Wie Béla Bartók, mit dem er befreundet war, hat er mit leidenschaftlicher Gründlichkeit die Volkstraditionen seines Mutterlandes durchsucht, und wie der Schöpfer des Mikrokosmos entdeckte er gerade in dieser Vertiefung Zusammenhänge, die in die weite Welt hinausreichen. So innig und tätig er seine rumänische Heimat geliebt hat, die ihm mit der Emigration zur Ferne wurde, so weltoffen führte er in seinem Genfer Institut und seiner Collection universelle de musique populaire enregistrée den Gedanken Herders weiter: Mit den Mitteln der Technik zeigt er Stimmen des Volkes aus vielen Ländern als Bild der in Völkern verstreuten Menschheit» (Walter Wiora, in: Die Musikforschung 12 [1959] 131f.).

Da nun Band I der gesammelten Schriften Brăiloius vor uns liegt und ein gewisser Abstand uns vom Leben und Schaffen des Verfassers trennt, sind Wioras Worte keinesfalls überholt. Brăiloius Konzeption einer «europäischen Musikethnologie», in der musikalische Volks- und Völkerkunde ineinanderfallen und die sachlich und methodisch Teil der allgemeinen Musikethnologie sein muss, ist zwar längst nicht Allgemeingut der mit den musikalischen Äusserungen der Grundschichten und der Naturvölker sich befassenden Forscher, – dies gilt vor allem für den deutschsprachigen Raum; in den von ihm behandelten Themenbereichen aber setzte er Maßstäbe, die niemand umgehen kann. Es sei nur an die Studie über das Singen der Kinder erinnert (*La rythmique enfantine*, Opere I, S. 119–171), in der Brăiloiu nachwies, wie trotz gewichtiger Unterschiede der Rasse und der Sprache in erstaunlich hohem Mass allgemein-menschliche Gemeinsamkeiten bestimmend sind. Oder: von einer kleinen und unscheinbaren Melodie ausgehend (*Sur une mélodie russe*, Opere I, S. 305–399) erweiterte er unsere Kenntnis von den pentatonischen und vorpentatonischen Ordnungen und damit von der Frühgeschichte der Musik. Grundlegenden Fragen der Rhythmik (Verslehre) und der Tonalität sind auch die übrigen Aufsätze des Sammelbandes gewidmet: *Le vers populaire roumain chanté*, S. 15–118; *Le giusto syllabique*, S. 173–234; *Le rythme aksak*, S. 235–280; *Un problème de tonalité*, S. 281–303; und schliesslich der in den Bereich der Hochkunst führende Beitrag über *Pentatonismes chez Debussy*, S. 401–454.

Die Union der Komponisten Rumäniens erfüllt mit der Herausgabe der gesammelten Schriften Brăiloius eine Ehrenpflicht dem grossen Sohn ihres Landes gegenüber, – und sie ermöglicht damit zugleich die intensivere und wirksamere Verbreitung seiner Erkenntnisse und Lehren. Der zweispaltig-zweisprachige (rumänisch-französische) Druck kommt diesen Bemühungen sehr entgegen. Das baldige Erscheinen der Fortsetzungsbände liegt daher im Interesse der Musikethnologen, die sich ihrem Fach «so redlich und streng widmen möchten wie Brăiloiu» (Wiora, s. oben).

Wolfgang Suppan

*Bálint Sárosi*, Die Volksmusikinstrumente Ungarns. Leipzig, VEB Deutscher Verlag für Musik, [1967]. 147 S., 4 doppelseitige Kunstdrucktafeln, 1 geographische Karte, zahlreiche Zeichnungen und Notenbeispiele. (Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente. Herausgegeben vom Institut für deutsche Volkskunde Berlin in Zusammenarbeit mit dem Musikhistorischen Museum Stockholm durch *Ernst Emsheimer* und *Erich Stockmann*, Serie I, 1).

Es macht besondere Freude, den vorliegenden Band anzuzeigen, denn es handelt sich hier um eine überaus wichtige Neuerscheinung. Ihre Bedeutung erhält diese nicht nur daraus, dass der Verfasser Sárosi die Volksmusikinstrumente Ungarns in ausgezeichneter Weise bearbeitet hat, sondern auch aus der Tatsache, dass die Herausgeber Emsheimer und Stockmann damit ein Handbuch eröffnen, das, einmal in seinem ganzen Corpus abgeschlossen, zu den eindrucklichsten Leistungen der neueren musikalischen Volkskunde gehören dürfte. Es ist darum gewiss angezeigt, hier kurz auch über die Planung des ge-

samten Werkes zu berichten (vgl. auch die von den Herausgebern gemachten «Vorbermerkungen zu einem Handbuch der europäischen Volksinstrumente»: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 5, 1959, 412–416, und Acta Musicologica 32, 1960, 47–50). Aus technischen Gründen hat es sich empfohlen, die Bearbeitung der Volksmusikinstrumente Europas bandweise nach Ländern gegliedert aufzuteilen und ungefähr gleichzeitig durchführen zu lassen; als Verfasser der einzelnen Bände werden Kenner aus dem jeweiligen Land gewonnen. Die Bände einer Reihe sinnvoll zusammenstellbarer Länder gruppieren sich je zu einzelnen Serien (I: Ungarn, Tschechoslowakei, Polen und deutschsprachige Länder, inklusive Schweiz – II: Balkanländer – III: Sowjetunion – IV: Grossbritannien, Irland und skandinavische Länder – V: romanische Länder mit Belgien und Holland). Innerhalb der einzelnen Länderbände wird nach der Instrumenten-Systematik von v. Hornbostel und Sachs gegliedert, und innerhalb des einzelnen Instrumentenartikels nach einer klugen und weitgehend erschöpfenden Themenfolge, die jeweils fragt nach: Terminologie – Ergologie und Technologie – Spieltechnik und musikalische Möglichkeiten – Spielrepertoire – Verwendungszweck – Geschichte und Verbreitung. Den Text ergänzen Zeichnungen und photographische Abbildungen, wobei diese mehr der volkskundlichen Funktion, jene eher den Fragen des Instrumentenbaus gelten. Um die nötigen Querverweise zwischen den Länderbänden darzubieten, ist ein abschliessender Band vorgesehen, der in zwei Registern die einzelnen Instrumententypen und die volkssprachlichen Instrumentennamen in den Länderbänden nachweist. Das ganze Corpus erscheint in deutscher Sprache.

Dass diese Gesamtplanung sinnvoll ist, hat sich bereits an diesem ersten Ungarn-Band erwiesen. Sárosis Arbeit ist in allen Teilen gründlich und gut fundiert; sie zeigt den arbeitsreichen Hintergrund eigener Feldforschung und weist sich auch über gute Literaturkenntnis aus. Um einen Eindruck vom Reichtum des Gebotenen zu geben, seien von den artikelweise bearbeiteten Instrumenten nur etwa Xylophon, einige Klapperinstrumente, Schellen, Glocken, Ratschen, Hackbrett, verschiedene Lauten, Drehleier, Geige, Harfe, Schwirrholz, alle möglichen Flöten-, Oboen- und Klarinettentypen, Tierhorn und Trompeten genannt; die besondere Bedeutung einiger Instrumente für Ungarns Volksmusik und die mit Recht so klar ausgeführte Systematik innerhalb der im Einzelartikel behandelten Instrumententypen lassen einige Darstellungen – etwa jene über Zithern, über Kernspaltflöten oder über die Sackpfeife – geradezu zum Format von ansehnlichen Zeitschriftenaufsätzen anwachsen. Erfreulich sind die mannigfachen Notenbeispiele sowie die unter dem Titel «Ensemblebildungen» beigezeichneten Abschnitte über «Bauernblas-» und «Zigeunerkapellen». Der Ungarn-Band ist, soweit der Rezensent es beurteilen kann, ein wohlgelungener Auftakt zu einer Unternehmung, der selber man alle Förderung und deren Herausgebern man von Herzen die Kraft zum Durchhalten wünscht. Schliesslich noch eine bescheidene Frage an Herausgeber und Verlag: Liesse sich nicht irgendwie die moderne Unsitte vermeiden, welche die Seitenpaginierung am innern statt am äussern Blattrand anzubringen pflegt?

Martin Stachelin

#### *Kurze Hinweise*

A. T. Lucas, The plundering and burning of churches in Ireland, 7th to 16th century. In: *North Munster Studies, Essays in Commemoration of Monsignor Michael Moloney* (Limerick 1967) 172–229. – Die Annalen verzeichnen im Zeitraum von 615–1546 über 900 Einträge über Verbrennen und Plündern von Kirchen; diese Plünderungen wurden nicht etwa nur von Wikingern (“Norsemen”) begangen, sondern ziemlich genau zu gleichen Teilen von Irländern selbst. In einer vorzüglichen Studie untersucht Lucas die Gründe für diese Taten. Er findet sie in der Tatsache, dass die Kirchen als Asylorte oft gewaltsam verletzt wurden, wenn es sich um die Verfolgung eines Feindes handelte, und dass man diesen Feind dadurch vertreiben wollte, dass man kurzerhand die Kirche in Brand steckte. Es wurden die Kirchen auch als Aufbewahrungsplatz für weltlichen Besitz der umliegenden reicheren Leute, ja sogar als Zufluchtsstätte für Vieh benützt. Diese Güter wurden als konfiszierbares Feindesgut betrachtet, und das Wort «Plünderung» dürfte sich kaum auf

den Kirchenschatz beziehen, wie Lucas scharfsinnig nachweist, sondern auf eben diese Konfiskationen. Die Arbeit wirft ein ganz neues, stark volkskundlich bedingtes Licht auf die religiösen Verhältnisse der mittelalterlichen irischen Kirche.

Der 4. Band (1968) des Reallexikons zur deutschen Kunstgeschichte bringt auf den Spalten 42–48 den Artikel «Esszettel», der vom verstorbenen *Erwin Richter* abgefasst und dann von *Wolfgang Brückner* für den Druck überarbeitet wurde. Alles Wissenswerte über diese Esszettel oder Schluckbildchen – Begriff und Funktion, handgeschriebene und gedruckte Zettel – findet sich hier in gedrängter Form verzeichnet. Brückner hat das Literaturverzeichnis auf den neuesten Stand der Forschung gebracht.

«Die Komödianten Europas» nennt sich der «Almanach der Wiener Festwochen», der 1968 vom Verlag für Jugend und Volk in Wien herausgebracht wurde. Darin finden sich rund 20 kleinere Aufsätze, welche alle das Thema des Komischen in theatralischen Auführungen beleuchten. Uns interessiert vor allem der Beitrag von *Leopold Schmidt*, Volkshumor im Maskenbrauch (S. 34–37). In überlegener Zusammenfassung geht Schmidt kurz auf die wesentlichen Züge der Maskierung ein, die zur Komik beitragen. Es gehören hieher das Schwarz-Schminken (mit Russ anstreichen), das Weiss-Schminken, die Geschlechtswechselformierung, die Teufelsmasken und die Hanswurst-Figur.

*Leopold Schmidt*, Die Kunst der Namenlosen. Wiener Volkskunst aus fünf Jahrhunderten. Unverkäufliche Auflage, im Auftrag der Ersten Österreichischen Spar-Casse. Salzburg/Stuttgart, Verlag Das Bergland-Buch, 1968. 49 S., Abb. – Eine hübsche Idee, die von Leopold Schmidt auf überlegene, gescheite Art in Wort und Bild umgesetzt wurde. Sein Text wird geradezu zu einem Führer durch die Volkskunst in nuce; mehr durfte es gar nicht werden, denn das Bändchen ist der Wiener Schuljugend gewidmet. Leopold Schmidt hat es ausgezeichnet verstanden, die liebenswürdigen Wiener Schätze seines Museums auszubereiten und die passenden Erläuterungen dazu zu finden.

Die Weihnachtskrippe (hrsg. im Auftrag der Landesgemeinschaft der Krippenfreunde in Rheinland und Westfalen von Paul Engelmeier; Köln). Im 35. Jahrbuch (1968) finden sich drei Aufsätze, die wir gerne hier anzeigen möchten: *Alfred Karasek-Langer* schreibt über «Historische Wurzeln der Schönhengster Krippenkunst – Sudetenland» (S. 32–36, 2 Abb.); *Manfred Bachmann* steuert einen Beitrag bei über «Eine naive Krippenschnitzerin aus dem Erzgebirge. Auguste Müller und ihr Werk» (S. 58–62, 3 Abb.); ein wenig bekanntes Gebiet, dessen Erforschung erst in jüngster Zeit intensiver betrieben wurde, wird uns durch *Ester Plicková* eröffnet; sie befasst sich mit dem «Krippenbrauch in der Slowakei» (S. 36–40, 2 Abb.); schon jetzt kann sie feststellen, dass in einigen Gebieten der Slowakei der Bergmann der eigentliche Schöpfer der Krippen war und heute fast ausschliesslich der Träger der starken Krippentradition ist.

Die Freundesgabe; Jahrbuch der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, 1968 (Rhein-Westfalen) enthält – wie immer – einige Aufsätze, die zum wissenschaftlichen Bereich der Märchenforschung gehören. Diesmal notieren wir: *Karl Haiding*, Gemeinsamkeiten von Spiel und Volkserzählung (S. 7–13), *Edmund Mudrak* (†), Die künstlerische, sittliche und weltanschauliche Haltung des Volksmärchens (S. 13–22), *Elisabeth Achterberg*, Spinnen und Weben im Märchen (S. 23–31, 4 Abb.); der letzte Beitrag unternimmt den interessanten Versuch, die Märchenausdrücke in diesen Gebieten auf ihre technologische Auswertbarkeit hin zu prüfen.

In der 2., vollkommen neugestalteten Auflage des Goethe-Handbuchs (J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) hat *Wilhelm Hansen* in Detmold die volkskundlichen Schlagwortaufsätze verfasst. Erschienen ist bis jetzt Band 1: Aachen-Farbenlehre. Hansen hat hiezu die folgenden Stichwörter geschrieben: Aberglaube (Spalte 14–22), Alraun (149–150), Astrologie (413–419), Bänkelsang (572–577), Bärenhäuter (578–579), Bauernregeln (844–846), Externsteine (2239–2242). Das Erscheinen der weiteren Bände soll noch nicht festgelegt sein.



*Enrica Delitala*, La documentazione sulla 'covata' e sulla 'parte del marito' in Sardegna. (Estratto da Studi Sardi 20, 1966). Università degli Studi di Cagliari, Istituto per gli Studi Sardi, 1967. 24 p. – Die Verfasserin, die sich bereits einmal in einem gut dokumentierten Aufsatz mit sardischen Geburtsbräuchen befasst hat, geht in diesem Beitrag der Frage der Couvade, des Männerkindbettes, in Sardinien nach. Sie untersucht zunächst mit methodischer Gründlichkeit alle Angaben, die sich mit diesem Problem beschäftigen. Dabei zeigt es sich, dass die angebliche Vielzahl der Quellen beträchtlich zusammenschrumpft, denn die Verfasserin kann die Abhängigkeit einzelner Schriftsteller voneinander überzeugend belegen; es verbleiben schliesslich 6–7 unabhängige Angaben. Aber selbst diese bedürfen gründlicher Nachprüfung und, vor allem, genauer Lokalisation. Die drei zu untersuchenden Formen sind: 1. Der Ehemann bleibt bei der Geburt im Bett und isst mit der Frau aus dem gleichen Teller, 2. der Ehemann klagt während der Geburt, 3. der Ehemann verschwindet bei der Geburt aus dem Hause; er hängt bei der Türschwelle ein Paar Hosen auf, die dann von den Frauen im Haus verprügelt werden.

*P. de Carvalho-Neto*, El carnaval de Montevideo. Sevilla, Universidad, 1967. 187 p., 13 phot. (Publicaciones del Seminario de Antropología Americana, 9). – Auf Grund von Studien, die der bekannte südamerikanische Volkskundler Carvalho-Neto während zehn Jahren durchgeführt hat, beschreibt er das Karnevaltreiben einer südamerikanischen Hauptstadt. Er löst das ganze Geschehen in seine Einzelteile auf und gibt damit die beste wissenschaftliche Darstellung eines südamerikanischen Karnevals, die wir bis anhin kennen. Interessant sind vor allem die mannigfachen ethnischen Verflechtungen, die ein buntes und bewegtes Kulturbild entstehen lassen.

*Henri Rinnen*, Flachsverarbeitung im Nordösling. *Bulletin linguistique et ethnologique* (Institut Grand-Ducal, Luxembourg) 11 (1967) 20–24, 1 Abb. – Das nach einem Unterbruch von vier Jahren wieder erscheinende Faszikel der volkskundlichen Sektion des Grossherzoglichen Instituts in Luxemburg bringt einen Beitrag von H. Rinnen über Flachsverarbeitung, der – zwar kurz, aber zuverlässig – die verschiedenen Stadien der Bearbeitung anführt. Verdienstlich ist, dass jeweils die zugehörigen Dialektausdrücke und gelegentliche Brauchtumsäusserungen, die mit einem bestimmten Arbeitsvorgang verbunden sind, mit erwähnt werden. – Im gleichen Heft finden sich auch ein Nachruf auf den 1964 verstorbenen Joseph Meyers (mit einer Bibliographie) und ein Aufsatz von *Alain Atten* über «Amicht auf der Bühne». «Amicht» war ein (heute verschwundenes) Rügegericht der Dorfburschenschaft, das aber stark mit possenhaften Zügen durchsetzt war. Der Verfasser berichtet über eine Wiederbelebung dieses Brauches als Bühnenvorstellung (1966) und über die damit verbundenen Probleme.

Es freut uns, wieder auf einige der sorgfältigen Studien zur Heiligenverehrung von *Abbé Emile Donckel* in Luxemburg hinweisen zu können. Wir tun dies um so lieber, weil sie ausserhalb seiner engeren Heimat nicht leicht aufzufinden sind. Da ist zunächst der Aufsatz «Auf den Spuren des S. Kunibertuskultes in den Altluxemburger Landen», in: *Revue. Letzeburger Illustré'ert* 20 (1965) 37–44, 13 Abb. Die Gebeine des Heiligen ruhen in Köln; seine Geburtsstätte dürfte in Remich zu finden sein. Sein Kult ist in Luxemburg aber nie recht volkstümlich geworden. Donckel trägt zusammen, was er darüber vom 11. Jahrhundert an bis zu unseren Tagen hat finden können. Vor allem seien die sorgfältigen bibliographischen Hinweise und die Abbildungen hervorgehoben. – Über die Schwierigkeit, die verschiedenen heiligen Valentine auseinanderzuhalten, berichtet er in der Abhandlung «Welcher Hl. Valentin wurde in unserer Heimat verehrt? Ein Beitrag zur Luxemburger Hagiographie», in: *Revue. Letzeburger Illustré'ert* 23 (1967), no. 21, 30–35; no. 22, 29–33, 11 Abb. Er muss sich hier teilweise mit J. Braun («Tracht und Attribute») auseinandersetzen; Zenders «Wallfahrten bei Fallsucht und Krämpfen» wird von ihm ebenfalls herangezogen. Für die Lösung der Frage sind die ikonographischen Belege, die in Abbildungen wiedergegeben sind, wichtig. – Als «Beitrag zur Altluxemburger Patrozinienkunde» bezeichnet er seinen kürzlich erschienenen Aufsatz «S. Job und S. Lazarus», in:

*Hémecbt* (Luxemburg, Imprimerie Saint-Paul) 1968, nr. 1, 47–56, 9 Abb. Er stellt hier alle ihm erreichbaren Nachrichten über die Hiob-Verehrung in den altluxemburgischen Landen zusammen und erwähnt auch eine Neubelebung aus dem Anfang unseres Jahrhunderts.

*Hristo Vakarelski*, Áruszállítás málhásállatokkal a bolgároknál [Warentransport mit Lasttieren bei den Bulgaren]. *Ethnographia* 1966, 378–389, 5 Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Die Sattelformen, die der Altmeister der bulgarischen Ethnographie in vorliegendem kleinen Aufsatz beschreibt, gehen teilweise in protobulgarische Zeiten zurück; andere – wie etwa der primitive Lastsattel für die Esel, der nur auf dem Rücken der Tiere aufliegt – lassen sich bis zu den Hirtenvölkern der asiatischen Steppen verfolgen. Vakarelski geht ein auf den Reitsattel und auf den Lastsattel. Der letztere findet sich ähnlich auf dem ganzen Balkan für Pferde, Maultiere und Esel. Schon vor der türkischen Besetzung konnten die Bulgaren auch das Kamel als Lasttier; der Verfasser beschreibt ebenfalls den hierfür verwendeten Lastsattel.

*Milenko S. Filipović*, Čovekov dvojniki u narodnom verovanju Južnih Slovena [South Slav ideas and beliefs concerning the man's extra-human double or alter ego]. *Akademija Nauka i Umjetnosti Bosne i Hercegovine* (Sarajevo) Radovi 30 (1966; publ. 1968) 149–185. English summary. – Zunächst legt Filipović das ihm bekannte Tatsachenmaterial zu der von ihm behandelten Glaubensvorstellung dar. Die menschliche Seele hat die Form eines Tieres, oder sie kann sich in ein Tier verwandeln, oder ein lebender oder toter Mensch kann in ein Tier verwandelt werden. Neben den Tieren sind aber auch Naturerscheinungen als solche Verwandlungsmöglichkeiten vorhanden. Es handelt sich um eine Art mystisches Doppel des Menschen, das zugleich mit dem jeweiligen Menschen in Erscheinung tritt, sein eigenes Leben führt, und dessen Tod auch den Tod des mit ihm verbundenen Menschen führt. Doppelwesen können sein: Sterne, Quelle, Bäume, Schlangen. Aber: das Menschenleben ist immer nur mit einem einzelnen Tier oder einem einzelnen Objekt verbunden, wie mit der Gattung. Filipović möchte diese Erscheinung als «anthropologischen Monismus» bezeichnen.

*József Szabadfalvi*, Makkoltatás a Zempléni hegységben [Eichelmästung im Zemplener Gebirge]. *Ethnographia* 1968, 62–75, 8 Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Gute, historische Angaben über die Eichelmästung, die im Norden der Grossen Ungarischen Tiefebene seit dem 16. Jahrhundert belegt ist; sie ist eine typische Erscheinungsform des extensiven Hirtenlebens. Sobald der Futteranbau am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in beträchtlichem Masse einsetzt, hört die Schweinemästung auf. Hingewiesen sei auf die Abbildungen von Hütten für die Schweinehirten und von Pferchen (Dornengehege) für die Schweine, die sehr interessant sind.

*József Szabadfalvi*, Népi méhészkedés a Zempléni-hegyvidék középső részén [Volkstümliche Bienenzucht im mittleren Gebiet des Berglandes von Zemplén]. *Ethnographia* 1967, 41–64, 20 Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Es handelt sich um rein empirische Bienenzucht der jüngeren Zeit, wie sie in vielen Dörfern von einigen Imkern betrieben wird, meist als Nebenerwerb. Der Verfasser bringt Beispiele für die eigentliche Waldbienenzucht, den nach Hause gebrachten Baumstamm, die Bienenstände älterer und neuerer Art mit Bienenkörben und den jüngeren Kästen. Interessant sind die Bemerkungen über die Bedeutung des Honigs in der Volksmedizin und über die Glaubensvorstellungen, die den Bienenzüchter als vom Teufel besessen ansehen; seine Kenntnisse hängen damit zusammen, dass der Kopf einer Bienenkönigin in seine Hand «verlötet» sei.

*Béla Gunda*, Tejoltó növények a Kárpátokban [Milk-rennet plants in the Carpathians]. *Ethnographia* 1967, 161–175. English summary. – Eine kleine, gehaltvolle Studie, in welcher der Verfasser die verschiedenen Pflanzen und Pilze untersucht, die bei den Karpathenvölkern – aber auch in anderen Teilen der Welt – zur Gewinnung von Lab verwendet wurden. Wir gelangen damit weit in historische Tiefen zurück; denn es dürfte sich hier um ein Relikt aus früher indo-europäischer Kultur handeln.

*Béla Gunda*, Configuration of the culture in Carpathian Europe. Wenner-Gren Foundation for Anthropological Research. Paper prepared in advance for participants in conference "Central and North-Central European Peasant Cultures", January 9–13, 1967, at the University of Chicago Center for Continuing Education. (Not for publication). 32 p. – In gedrängter Kürze legt Gunda hier einen Überblick über die Kultur des Karpathengebietes vor, wie sie in derartiger Meisterschaft nur aus jahrelangem Studium geschaffen werden konnte. Trotz der Mannigfaltigkeit der Sprachen und Völker finden sich eine Reihe von Zügen, die überraschende Gleichheit aufweisen; daneben haben diese Völker natürlich auch ihre Eigenheiten, die sie von den anderen abheben. Gunda untersucht diese kulturbildenden Charakteristika; er stellt hiebei in den Vordergrund die Umweltfaktoren, welche Mensch und Tier beeinflussen, die wesentlichen Züge, die sich im Zusammenhang mit dem Hirtentum und der Grossfamilie ergeben haben, den Einfluss der Religionen, und andere mehr. Dann führt er eine Reihe von Erscheinungen an – im wesentlichen aus der materiellen Kultur – die er glaubt als prähistorische Kulturzüge bezeichnen zu dürfen.

*Béla Gunda*, Significance of ecological factors in herding. *Acta Geographica Debrecina* (Debrecen) 7 (1968) 93–103, 7 fig. – Anstelle des früheren Ausdrucks «géographie humaine» wird heute öfters die Bezeichnung «Ökologie» verwendet, um die Wissenschaft der Beziehungen der Umweltsbedingungen auf das menschliche Verhalten und auf die Gestaltung seiner Werkzeuge und Objekte zu umreißen. Gunda gibt hier ein überlegen durchgeführtes Beispiel derartiger Beziehungen auf das Hirtentum der Karpathengebiete. Er weist sie auf bei der verschiedenartigen Gestaltung der Hirtenhütten, der Pferche und der Windschutzvorrichtungen. Einige weitere Beispiele seien erwähnt: der Rasselstab – dessen Funktion sonst eine andere ist – wird von den Viehhirten benützt, deren Herde im Walde weidet, damit die Kühe wissen, wo er ist. In Gegenden, wo Wölfe vorkommen, haben die Hirten besonders grosse und starke Hunde, die man nicht zum Einkreisen der Herde braucht; sterben die Wölfe aus, werden in diesen Gebieten auch diese grossen Hunde funktionslos. Auf baumlosen Steppengebieten errichten die Hirten besondere Kratzpfähle für das Vieh.

*Béla Gunda*, Jagdverfahren und Jagdgeräte bei den Tataren in der Dobrudscha. – *Baessler-Archiv* N.F. 15 (1967) 135–151, 16 Abb. – Gunda gibt eine klare Darstellung volkstümlicher Jagdverfahren bei den Tataren des bulgarischen und rumänischen Dobrudscha-Gebietes; er behandelt eingehend Treibjagd, Fallen, Schlingen. Es zeigt sich, dass die Jagdkultur der Tataren sehr alte eurasische Elemente aufweist. Besonders zu erwähnen sind die ausgezeichneten Abbildungen.

*Eqrem Çabej*, Albanische Volkskunde. *Südost-Forschungen* (München) 25 (1966) 333–387. – Der Aufsatz eignet sich ganz ausgezeichnet als Einführung in die albanische Volkskunde, da er nicht nur alle Gebiete des Faches kurz beleuchtet und gut ausgewählte Beispiele anführt, sondern auch eine sorgfältige und gründliche Bibliographie verzeichnet, die besonders auf Literatur aus westlichen Sprachen Rücksicht nimmt (vor allem deutschsprachige Titel). Zu beachten ist allerdings, dass der Aufsatz 1943 abgeschlossen war und somit den Stand der Forschung zu jenem Zeitpunkt darstellt; Nachträge werden nicht erwähnt. Besonders gut geraten sind die Abschnitte über soziale Verhältnisse und Volksrecht, Lebenslauf, Volksglauben (mit einem ausführlichen Verzeichnis der Gestalten des albanischen Volksglaubens) und das festliche Jahr. Der Verfasser benützt auch immer wieder die Gelegenheit, um Ausblicke zu geben über die Stellung Albaniens im gesamt-balkanischen Völkergefüge.

*Roger Pinon*, Les jouets. *Jeux et Sports* (Paris, Encyclopédie de la Pléiade, 1968) 287–342. – Der Verfasser hat sich schon mehrfach als guter Kenner der Kinderspiele und des Spielzeugs ausgewiesen; hier gibt er eine sehr schöne lesbare Zusammenfassung über das Stoffgebiet. Er unterteilt es – vielleicht etwas sehr anspruchsvoll – in Philosophie des Spielzeugs, Abriss einer Methode des Studiums des Spielzeugs, Psychologie des Spielzeugs,

Schaffung, Verbreitung und Kontinuität des Spielzeugs, Einteilung des Spielzeugs, therapeutisches und pädagogisches Spielzeug. Die Bibliographie bringt in der Hauptsache französische Titel, daneben werden auch deutsche und englische Arbeiten angeführt, ebenfalls finden sich einige Titel aus anderen Ländern.

*Ludvík Kunz*, Historické zprávy o zemních silech v zóně mediteránního a eurosibiřského obilnářství [Getreidegruben in der eurosibirischen und mediterranen Zone]. *Časopis moravského musea* (Brno) 50 (1965) 143–182, 9 Abb., 6 Taf. Deutsche Zusammenfassung. – Ein zusammenfassender Überblick über die Verbreitungsgebiete und Beschaffenheit dieser sehr altertümlichen Vorratshaltung von Getreide in Erdgruben. Sie haben den Vorteil, dass man sie sehr leicht geheimhalten kann; das ist auch der Grund, warum sie in der Slowakei «noch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gebräuchlich waren und in den Jahren 1948–1950 sogar in Gegenden insgeheim reaktiviert und neu angelegt wurden, wo sie bereits längst aus dem Gefüge der Landwirtschaft verschwunden waren». Vorzügliche Photos und Zeichnungen.

*Romulus Vulcănescu*, Pietrele colibate [Les pierres-burons]. *Omagiu lui P. Constantinescu-Iași cu prilejul împlinirii a 70 de ani* (Bukarest 1965) 681–688, 4 fig. Résumé français. – Der Verfasser beschreibt eine primitive Hirtenhütte, die gelegentlich in den Karpathen noch anzutreffen ist. Es ist ein «abri sous roche», ein Felsunterstand, der zu einer einfachen Unterkunft ausgebaut ist; gelegentlich wird er auch als ständige Hirtenhütte verwendet.

Encyclopaedia Cinematographica: E 1074/1967. Mitteleuropa, Tirol. Nikolausspiel im Tauferertal. Text: *W. Hofmann*. Göttingen, Institut für den wissenschaftlichen Film, 1968. S. 385–406, 1 Abb., 2 Notenbeispiele. – Hofmann hat uns bereits in einem früheren Aufsatz mit den südtirolischen Nikolausspielen im Ahrntal bekannt gemacht. Am südlichen Ausgang dieses Tales, der die Bezeichnung Tauferertal trägt, liegt St. Georgen, in dem noch alljährlich ein Nikolausspiel aufgeführt wird. Dieses Spiel wurde 1965 für das Göttinger wissenschaftliche Filminstitut aufgenommen. Hofmann gibt in seinem Begleittext alle nur wünschbaren Auskünfte über Spieler, Publikum und die Aufnahme selbst. Mit besonderem Vergnügen wird man den herrlichen Spieltext lesen, der von einer bunten Schar von Spielern im Dialekt und in schriftdeutscher Sprache gesprochen wird.

*Gaetano Perusini*, Note di sociologia e tradizioni popolari friulani. *Sociologia Religiosa. Rivista di storia e sociologia delle religioni*, fasc. 15/16 (1967) 128–167. – Das vorliegende Heft stellt einen etwas vermehrten Wiederabdruck von fünf Aufsätzen dar, die in *Alpes Orientales*, *Sot la nape* und *Lares* erschienen sind. Es handelt sich um friulanische Themen, die teilweise aber auf das gesamte Alpengebiet ausgeweitet werden können. Dies betrifft vor allem «Le leggende dell'Ebbero errante e di Malco» und «Mascherate rituali». Im letzteren Aufsatz wird leider das Buch von Christinger-Borgeaud, *Mythologie de la Suisse ancienne* herangezogen, das man in einer wissenschaftlichen Arbeit besser beiseite liesse; auch heisst es von den Lötchentaler Masken «che sono state messe in rapporto con un antico culto dell'orso diffuso nell'Europa paleolitica», wozu wir heute mehr als nur ein Fragezeichen setzen würden.

*Holger Rasmussen*, Hausmarken und Viehmarken. *Folk* (Kopenhagen) 8/9 (1966/67) 293–300, 3 Abb. – Rasmussen bringt zum Thema der überall verbreiteten Besitzermarken einen Beitrag von der kleinen, in den Gewässern zwischen Seeland und Møn liegenden dänischen Insel Nyord. Auf ihr besaßen die dort vorhandenen zwanzig Höfe eine gemeinsame Weide für Gross- und Kleinvieh, für Gänse und Enten. Eigentumsmarken erwiesen sich also als notwendig. Diese Marken sind aber immer an den Hof gebunden; sie verbleiben also beim Hof, auch wenn der Besitzer wechselt. Höchst interessant sind die Bemerkungen, die auf einen Analogiezauber schliessen lassen: alle abgeschnittenen Ohrstücke der Kälber und Lämmer werden zusammen in einer Ritze des Stalles versteckt aus der Vorstellung heraus, dass die Tiere dann draussen auf der Weide zusammenhalten würden.



*Dietmar Assmann*, Zur Frage der ehemaligen Verbreitung von Rauchstuben im tirolischen Oberinntal. *Tiroler Heimat* (= Festgabe für Hanns Bachmann) 31/32 (1967/68) 7–17, 4 Skizzen. – Assmann versucht Belege für eine einst weitere Verbreitung der Rauchstuben beizubringen; sie scheinen aber doch noch recht problematisch zu sein. Uns interessieren sie wegen der gelegentlichen Ausblicke auf den Kanton Graubünden, für die man heute unbedingt Simonett beiziehen müsste (1. Bd. 1965 erschienen). Zur Bemerkung wegen der Rundbauten mit falscher Kuppel (S. 9): in der Schweiz kommen sie nur im Puschlav vor; sie waren – mit einer einzigen Ausnahme – immer nur Wirtschaftsräume. Zur Annahme, «in jenem Gebiet die alte Grenze zwischen dem runden Steinbau und dem rechteckigen Holzbau» zu sehen, müsste man einen kleinen Blick in Gerhard Rohlf's Primitive Kuppelbauten in Europa werfen.

*Maria Kundegrabner*, Die deutschen Sprachinseln in Friaul. Forschungsstand und Forschungsprobleme. *Südostdeutsches Archiv* (München) 9 (1966) 229–237, 9 Abb. – Die Verfasserin, die sich bereits mit so viel Einsatzfreudigkeit um die Reste der deutschen Sprachinsel Gottschee bemüht hat, gibt hier in minutiöser Sorgfalt eine Übersicht über Arbeiten, die bis jetzt über die deutschen Siedlungen im Friaul entstanden sind. Der recht geringe Stand der Erforschung ist nach Ansicht der Verfasserin grösstenteils dem Umstand zuzuschreiben, dass Österreich 1866 das Friaul an Italien abgetreten hat und sich in der Folge wenig mehr darum kümmerte. Besser bekannt sind Wallfahrten, so etwa diejenige der Bewohner von Sappada nach Maria-Luggau in Kärnten, von der die Verfasserin Belege aus dem Mirakelbuch mitteilt.

*Elfriede Grabner*, Der steirische Schwank vom «Nix». Zur Verbreitung eines Erzählmotivs um ein volkstümliches Augenheilmittel. *Blätter für Heimatkunde* (Graz) 41 (1967) 121–128. – Der Schwank von dem Einfältigen, der immer wieder die gerade gehörten Worte am falschen Ort anwendet und dafür dann Prügel erhält, ist hier gekoppelt mit der Geschichte vom Heilmittel «Augennix», das der Junge aus der Apotheke bringen soll. Elfriede Grabner kann hierfür Belege aus einem – vorläufig noch – kleinen Raum beibringen, nämlich aus der Steiermark, aus dem Burgenland, aus Niederösterreich und Tirol. Die Verbindung der beiden Elemente kann – so führt die Verfasserin aus – frühestens um die Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgt sein.

*Milko Matičetov*, Pri treh Boganjčarjih, ki znajo «lagati» [Bei den dreien aus Bogojina, die «lügen» können]. *Slovenski Etnograf* 18/19 (1965/66) 81–114, 3 Photos. Deutsche Zusammenfassung. – Die immer stärker erhobene Forderung, es genüge nicht, nur die Märchen getreu wiederzugeben, sondern es sei auch eine Charakteristik des Erzählers und eine Schilderung der Erzählumstände beizufügen, erfüllt Matičetov mit seinem Aufsatz über drei Erzähler aus dem slovenischen Dorf Bogojina in Prekmurje sehr schön. Von jedem dieser Märchenerzähler – einem Schmied, einem Metzger und einem Landarbeiter – gibt er biographische Daten, eine kurze Charakteristik und noch ein Beispiel des Erzählstiles. Erzählt wird häufig noch beim Ausschälen der Kürbissamen an den Winterabenden.

*Felix Karlinger*, Märchenerzähler und Nacherzähler in der Romania. Fragmentarischer Beitrag zur Erzählforschung. *Serta Romanica. Festschrift für Gerhard Rohlf's zum 75. Geburtstag* (Tübingen, Max Niemeyer, 1968) 257–268. – Zum Thema der Erzählerpersönlichkeit macht Karlinger in seiner Studie sehr feinfühlig Bemerkungen. Zunächst stellt er fest, dass in der Romania das Märchenerzählen bis in die Gegenwart vor allem Sache der Männer und nicht der Frauen ist. Aber es gilt hier zu unterscheiden zwischen dem Erzähler, der kraft seiner improvisatorischen Fähigkeit einen Stoff frei von der strengen Überlieferung zu gestalten vermag, und dem Nacherzähler, der seine Geschichten wie etwas auswendig Gelerntes wörtlich wiedergibt. Trägerin des Nacherzählens ist vielfach die Frau. Aber eine Ausnahme machen hierin die Nonnen; bei ihnen wird die Improvisation sehr geschätzt; sie erzählen am liebsten Legendenmärchen. Als typisches Beispiel des streng gehandhabten textlichen Ablaufs einer Erzählung (als des «Nacherzählens») stellt Karlinger das Kettenmärchen heraus; er bringt hierfür eine Reihe schöner Beispiele.

*Paul Henri Stahl*, Vieilles églises en bois de Roumanie. *Revue des études sud-est européennes* (Bukarest) 3 (1965) 611–637, 15 fig., 1 carte. – Eine eingehende Analyse der Verbreitung und Konstruktionsart der rumänischen Holzkirchen. Der Verfasser führt aus, wie die älteren Belege im allgemeinen Wände aus Holz und Dach aus Stroh oder Schilfnachweisen; dieses wird dann bald durch Schindeln ersetzt. In dieser Entwicklung stimmt die Holzkirche mit derjenigen des bäuerlichen Holzhauses überein. Noch in einer anderen Hinsicht stimmen die beiden Bauwerke weitgehend überein: nämlich im Anlageplan; dem Zweiraumhaus entspricht die kirchliche Teilung in Schiff und Vorschiff (wozu dann auf der Ostseite noch die Apsis hinzukommt). Die Holzkirchen verschwinden aber immer mehr zugunsten von Stein- und Ziegelbauten; wo sie sich noch halten können, übernehmen sie gelegentlich die Funktion der Friedhofskirchen. Stahl, der einer der besten Kenner der rumänischen Bauernhäuser ist, unterscheidet drei Stilregionen für die Holzkirchen; sie weisen in ihren Beziehungen zu den benachbarten politischen Staaten hin.

*Fritz Harkort* und *Karl-Heinz Pollok*, Übersetzungen russischer Volksmärchen aus der Sammlung von A. N. Afanas'ev. *Slavistische Studien zum VI. Internationalen Slavistenkongress in Prag 1968* (München, Trofenik, 1968) 591–630. – Die Verfasser geben jedem Märchenforscher eine willkommene und höchst verdienstvolle Konkordanztafel der wichtigsten deutschen Ausgaben mit Übersetzungen von Afanas'ev-Märchen; auch einige Sammlungen aus anderen westeuropäischen Sprachen werden beigezogen. In der Konkordanztafel werden erfreulicherweise auch die AT-Nummern angegeben. Eine weitere Tabelle bringt für die Übersetzungs-Sammlungen die Nummern aus Afanas'ev. Das Literaturverzeichnis führt alle wichtigen Ausgaben übersichtlich an.

*Milovan Gavazzi*, Stone-encircled graves in Bosnia-Herzegovina. *Naučno Društvo Bosne i Hercegovine, Godišnjak* (Sarajevo) 3 (1965) 187–192, 11 fig. – Zu megalithischen Traditionen gehören Steinsetzungen und Steinkreise um Gräber. Neben aussereuropäischen Belegen verweist Gavazzi auf bisher kaum beachtete Beispiele aus Bosnien und der Herzegovina (mit 5 Abb.), die – zumindest formal – einer sehr alten Schicht angehören müssen und deren Verbreitung in balkanischen Ländern eingehender untersucht werden sollte.

*Ion Chelcea*, Lăturenii. Contribuție la istoria societății tradiționale a Românilor [Les «Lăturenii». Contribution à l'histoire de la société traditionnelle des Roumains]. *Apulum* (Alba Iulia) 6 (1967) 503–536, 12 fig., 1 carte. Résumé français. – Es handelt sich um einen interessanten Beitrag zur Funktion von Knabenschaften im dörflichen Leben in einigen Ortschaften von Siebenbürgen. Für die Winterfeste schliessen sich die ledigen Burschen zu einer Vereinigung zusammen, welche diese Feste organisiert; auffällig ist nun aber, dass diese Burschen mit der Knabenschaft eines Nachbarortes einen Vertrag schliessen, der es ihnen gestattet, für drei Tage als Gäste dorthin zu gehen. Dort werden ihnen für diese Tage die Mädchen des betreffenden Dorfes zugeteilt. Der Verfasser erblickt darin die Möglichkeit – er drückt sich sehr vorsichtig aus –, dass sich hier das exogame Heiratsystem des römischen Dacien bei ähnlichen sozialen Voraussetzungen wiederholen könnte. Die Erwähnungen für die Erscheinung dieser «Lăturenii» in der neueren volkskundlichen Literatur datieren allerdings erst seit 1891. Der Verfasser bearbeitet die rumänischen Knabenschaften und Mädchenvereinigungen in einem grösseren Buch.

*Alfredo Giovine*, Canti popolari dei bambini e ragazzi baresi. Bari, Archivio delle tradizioni popolari baresi, Via Crisanzio 80/D, 1966. 50 p., 8 tav. – Eine neue hübsche Sammlung des unermüdlichen baresischen Heimatforschers. Die hier zusammengetragenen Kinderlieder gehören zum grössten Teil bereits der Vergangenheit an, und nur wenige sind heute noch in lebendigem Gebrauch. Die Kinder, welche diese Lieder noch gesungen hatten, waren meist Analphabeten. Der Herausgeber gibt den Dialekttext und fügt eine Transkription ins Schriftitalienische bei. Der Verwendungszweck der Lieder ist nicht immer angegeben. Im grossen und ganzen handelt es sich um Spiel- und Reigenlieder, Spottlieder, Regenlied, Vers für die Gesichtsteile, Schlaflieder, Fingerreime, Schnell-

sprechübungen, Knieretereime. Eine Tafel zeigt eine schöne Abbildung von Osterbroten mit eingebackenen Eiern.

*Alfredo Giovine*, Perchè si sloggia il 10 agosto a Bari e il 4 maggio a Napoli? (Storia, tradizioni popolari, cronaca, decreti borbonici e prammatiche vicereali). Bari, Archivio delle tradizioni popolari baresi, 1966. 37 p., ill. – Eine kleine Studie über die geschichtlichen Hintergründe der Umzugstermine in Bari und Neapel.

*Alfredo Giovine*, Canzoni epico-liriche raccolte a Bari (e componimenti d'altro genere). Bari, Archivio delle tradizioni popolari baresi, 1967. 45 p., fig., Notenbeispiele. – Eine Sammlung von Moritaten und sentimental Liebesgeschichten, wie sie der «cantastorie», der Lieder- und Strassensänger, singt und sie häufig auch in Flugblattgedrucken weitergibt. Giovine druckt eine Anzahl solcher Flugblätter und Liedertitel ab. Wo es sich um Dialekttexte handelt, gibt er eine Transkription; er fügt auch Verweise auf Balladen in weiteren italienischen Liedersammlungen bei. Ausführliche Bibliographie.

*Alfredo Giovine*, Ricorrenze notevoli del popolino barese (in dialetto barese e traduzione italiana). Bari, Archivio delle tradizioni popolari baresi, 1966. 79 p., ill. – Die Texte stehen im Dialekt von Bari und anschliessend in freier, sinngemässer Übertragung ins Schriftitalienische. Geschildert werden – mehr im Sinne von liebevollen Reminiszenzen – Feste des Jahres, z.B. Neujahr, Epiphanie, Lichtmess, Karneval, Fastenzeit, Palmsonntag, Ostern, Maifeier, Niklausfest, Auffartstag, Fronleichnam, Johannistag, Weihnachten, Silvester. Für die Feste sind öfters zugehörige Sprichwörter aufgezeichnet. Die beigegebenen Photos stammen mehrfach aus der Zeit der Jahrhundertwende.

*Zoltán Ujváry*, Magyar adatok a finn vetési kenyérhez [Ungarische Angaben zum finnischen Aussaatbrot]. *Ethnographia* 1967, 359–367. Deutsche Zusammenfassung. – Der Verfasser möchte in seinem Aufsatz ungarische Parallelen geben zu den von Kustaa Vilkkunen für Finland beigebrachten Belegen («Volkstümliche Arbeitsfeste»; cf SAVk 61 [1965] 121). Für Ungarn steht das Brot mit kultischer Funktion in Verbindung mit dem Pflügen, der Aussaat, der Ernte, dem ersten Weizen, dem Weihnachtsfest und der Fastenzeit. Für alle diese bedeutsamen Zeiten kann der Verfasser sehr schöne Beispiele aufweisen.

*Zoltán Ujváry*, Népdalok és balladák egy Al-Dunai Székely közösségből [Volkslieder und Balladen aus einer Szekler Gemeinschaft an der unteren Donau]. Debrecen, 1968. 96 S., mus. Noten. Deutsche Zusammenfassung. Résumé français. (Mitteilungen aus dem Ethnologischen Institut der Lajos Kossuth Universität von Debrecen, 21). – Ein erfreulicher Beitrag zur interethnischen Volkskunde. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts siedelten etwa 4000 Szekler aus fünf ungarischen Dörfern in der Bukowina um und zogen in Dörfer an der unteren Donau; heute liegen diese Dörfer auf serbischem Gebiet; in ihnen wohnen neben den Serben und den Szeklern noch Slovaken (früher gab es auch noch Deutsche). Ujváry hat in zweien dieser Dörfer Bräuche und Volkspoesie erforscht. Im vorliegenden Heft gibt er die gefundenen Balladen und Lieder, von denen er einige genauer analysiert. Besonders schildert er das Krippenspiel, das er aufgefunden hat. Die Sammlung enthält auch einige Betyarenlieder; in einer Ballade wird der Räuber und Volksheld Sándor Rózsa besungen.

*Sándor Bodó*, Järmok a Hajdúságban [Joche im Hajduság]. *Ethnographia* 1966, 538–565, 23 Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Aus einem begrenzten Gebiet in Nordost-Ungarn, zu dem die Puszta Hortobágy gehört, liegt hier eine sorgfältig durchgeführte Studie über die Rinderjoche vor, und zwar über das gewöhnliche Doppeljoch, das breite Doppeljoch, das zu Arbeiten mit den Hackfrüchten verwendet wird, und das Einzeljoch, das erst in jüngster Zeit mit den kleinen Privatparzellen der Bauern grössere Bedeutung erhielt. Der Verfasser beschreibt die soziologischen Bedingungen und die historischen Voraussetzungen für die einzelnen Joche, unterscheidet sie nach Form, Material, Ornament, und geht auch auf die Benennungen ein, die ebenfalls verschieden sind je nach dem Herkunfts-ort. Hervorgehoben sei das instruktive Bildmaterial.

*Nándor Ikvai*, Földalatti gabonatárolás Magyarországon [Unterirdische Getreidelagerung in Ungarn]. *Ethnographia* 1966, 343–377, 13 Abb., 1 Karte. Deutsche Zusammenfassung. – Der Aufsatz ist wichtig, weil wir hier einen systematischen Überblick über die (auch in der Tschechoslowakei vorkommenden) Erdgruben zur Einlagerung von Getreide erhalten. Wenn der Verfasser ihre Hauptverbreitung in der Türkenzeit und den zwei darauf folgenden Jahrhunderten sieht, erkennt man deutlich, dass einer der Gründe für die Beliebtheit dieser Gruben darin bestand, dass sie leicht verborgen werden konnten. Der andere Grund lag im Schutz gegen Ungeziefer infolge der Bodenbeschaffenheit und des Ausbrennens der Gruben. Der Verfasser untersucht besonders diese Frage; daneben beschäftigen ihn die Lage der Grube zum Hof, die Verfertigung der Grube mit den hierfür gebrauchten Geräten, und die Art der Lagerung und Leerung dieser Erdgruben. Man spürt es dem Aufsatz an, dass das ausgewiesene Fachgebiet des Verfassers die Landwirtschaft ist.

*Max Lüthi*, Märchen. 3., durchgesehene und ergänzte Auflage. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1968. XI, 108 S. (Realienbücher für Germanisten, M 16). – Wie sehr Lüthi's Handbücher das Wesentliche treffen und eine unentbehrliche Hilfe geworden sind, zeigt sich am besten darin, dass in kurzen Abständen neue Auflagen nötig werden. Die beiden früheren Auflagen des Märchen-Realienbuches erschienen 1962 und 1964. Die 3. Auflage ist auf den Stand der Forschung gebracht und um 24 Stichworte erweitert.

*Max Lüthi*, Das europäische Volksmärchen. Form und Wesen. 3. Auflage. Bern und München, Francke Verlag, 1968. 135 S. – Diese dritte Auflage ist ein unveränderter Abdruck der zweiten. Neu hinzugekommen ist ein ausführliches Sachregister, für das man dankbar sein wird.

*Walter Heim*, Volkskundliche Bemerkungen zur Liturgie. Separatabdruck aus *Dialog* 2 und 3, 1968 (Küssnacht am Rigi, Buchdruckerei V. Kreienbühl & Söhne AG). 15 S. – Mit grossem Scharfsinn und ebenso grossem psychologischem Verständnis behandelt Walter Heim im vorliegenden Aufsatz Fragen der «Liturgie im Wandel». So wie er die Kultur in Hochkultur, Volkskultur, Mode und «Amtskultur» («gebotene» und «verbotene» Kultur) scheidet, sieht er bei der Liturgie die entsprechende Gliederung in Hochliturgie, Volksliturgie, Mode (etwa die «Beat-Messen») und «Amtsliturgie». Ihn interessieren vor allem die Berechtigung und die Gefahren der Volksliturgie.

*Veikko Anttila*, Hirvenmetsästyseurueet Suomessa syksyllä 1966 [Die Elchjagdgenossenschaften in Finland im Herbst 1966]. Turku 1968. 32 S., 3 Karten. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta ethnologica, 24). – Ein Beitrag zur Vereinsbildung in unserer Zeit, der zeigt, dass volkstümliche Organisationen auch heute teilweise alte Normen aufnehmen oder ihre Gesellschaftsformen nach ihnen richten. Die Elchjagdgenossenschaften sind klein; sie bestehen durchschnittlich aus 10 Mitgliedern. Der Anteil an der Beute ist bestimmt durch die alte Norm des «Mannsteil», der aber gewöhnlich nach bestimmten Regeln unter die Mitglieder verlost wird. Am Schluss der Jagd werden Elchfeste veranstaltet; diese gemeinschaftlichen Essen kamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf; ihre Ausbreitung wurde durch Zeitungen gefördert, die jeweils über solche Anlässe berichten und Photos veröffentlichen.

*Veikko Anttila*, Rymättylän talvinuottakalastus muuttuvana elinkeinona 1885–1967 [Der Eisnetzfang in Rymättylä 1885–1967; ein Erwerbszweig im Wandel]. Turku, Volkskundliches Institut an der Universität, 1968. 23 S., 3 Abb., 1 Karte, 1 Tabelle. Deutsche Zusammenfassung. – Der Verfasser untersucht die Veränderungen, die sich beim Eisnetzfang in einer südwestfinnischen Ortschaft in technischer, organisatorischer und wirtschaftlicher Hinsicht im Laufe der letzten 80 Jahre vollzogen haben. Interessant ist hierbei, dass technisch (Nylonnetz) und wirtschaftlich (Übergang zur Geldwirtschaft; Verkaufsorganisation) die neuen Anforderungen sich durchsetzen müssen, dass aber organisatorisch



die kooperative Genossenschaft sich bewahren kann. Der Verfasser begründet dies damit, dass die Teilhaber Nachbarn und Arbeitskameraden sind, die auch auf andern Gebieten in engem Kontakt miteinander stehen.

*Greta Karste-Liikkanen*, Pietari-suuntaus kannaksalaisessa elämäkentässä, 1800-luvun loppupuolelta vuoteen 1918 [St. Petersburg im Leben der Karelischen Landenge vom ausgehenden 19. Jh. bis 1918]. Helsinki 1968. 322 S., Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Kansatieteellinen Arkisto, 20). – Die Verfasserin weiss ein lebendiges Bild zu entwerfen vom Hin und Her und den gegenseitigen Beeinflussungen zwischen einer fremdsprachigen und zu einem anderen Kulturkreis gehörenden Gross-Stadt und der in der Nähe ansässigen bäuerlichen Bevölkerung, die finnisch blieb, auch wenn sie von Russland regiert wurde. Finnische Saisonarbeiter (Hirten, Mäher, Hilfen bei der Kartoffelernte), Handwerker und vor allem Lohnkutscher zogen nach Petersburg und siedelten sich teilweise auch dort an. Besonders bekannt und anerkannt war die Tätigkeit der finnischen Gold- und Silberschmiede in Petersburg. Andererseits zogen viele russische Händler nach Finland; vor allem waren die Scherenschleifer und Glaser meistens Russen. Die Verfasserin schildert ausführlich, wie durch diese Wanderungen die Menschen mit anderen Kulturen bekannt wurden, wie sie deren Produkte ins eigene Land brachten, wie aber trotzdem die eigene Nationalität gewahrt blieb. Nach der russischen Revolution hörten diese Beziehungen auf. Leningrad aber hat bis heute – so gut es ging – eine gewisse Urbanität und weltoffene Kultur gewahrt.

*Zmaga Kumer*, Das slovenische Volkslied in seiner Mannigfaltigkeit. München, Dr. Rudolf Trofenik, 1968. 36 S., Notenbeispiele. (Litterae slovenicae, 1). – Die erstaunliche Reichhaltigkeit des slovenischen Landes findet von neuem ihre Bestätigung, wenn man Zmaga Kumers Vortrag über das Volkslied liest. Sie kann in der kurzen Vortragsform zwar vieles nur andeuten, aber es gelingt ihr doch, mit wenigen, treffenden Beispielen uns mit dem eigenartig unterschiedlichen Liedrepertoire der verschiedenen Landschaften bekannt zu machen. Ebenso deutet sie die Unterschiede in den Melodien und den Gesangsarten an und gibt hierfür in einem Anhang zahlreiche Notenbeispiele.

*Karl Ewald Fritzsich*, Erzgebirgische Spielwaren auf Märkten und Messen. *Sächsische Heimatblätter* (Dresden) 13 (1967) 241–263, 17 Abb. – In diesem Aufsatz legt Fritzsich wieder eine seiner bewundernswert dokumentierten und sachlich-wissenschaftlich gehaltenen Zusammenfassungen vor. Er verwertet diesmal bis in letzte Einzelheiten die Akten des Dresdner Ratsarchivs, die eine Menge von Angaben über den Markthandel mit erzgebirgischen Holz- und Spielwaren enthalten, da die Markthändler – vor allem die «Schachtelleute» von Grünhainichen – immer wieder Auseinandersetzungen mit den zünftigen Drechslern in Dresden auszufechten hatten. Neben den Grünhainichener Waren erschienen auf dem Dresdner «Striezelmarkt» auch die Seiffener Spielwaren, wobei Fritzsich uns mit frühem Quellenmaterial über das Reifendrehen bekannt machen kann. Weiter schildert er, wie der Markthandel des Selbstproduzenten allmählich vom Verlags-handel abgelöst wird, der seine Sitze hauptsächlich in Grünhainichen, Seiffen und Olbernhau hatte, wobei letzteres immer mehr zur führenden Verlegerstadt wurde. Wir hören von all den führenden Verlegerfirmen, ihren Schicksalen und Praktiken. Der Aufsatz ist eine eigentliche Sozialgeschichte des erzgebirgischen Spielzeugherstellers und Spielzeug-handels. – Im selben Heft der «Sächsischen Heimatblätter» findet sich noch ein Beitrag des gleichen Verfassers: «Pobershauer Bergleute werden Spielzeugdrechsler» (S. 264–268).

*Manfred Bachmann*, Zur Geschichte der Seiffener Volkskunst. *Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden* (Berlin, Akademie-Verlag) 28 (1968) 171–191, 12 Abb. auf Taf. – Für seinen vorliegenden Überblick kann Bachmann auf den Arbeiten von Karl Ewald Fritzsich und Johannes Eichhorn fussen. Er schildert zunächst die wahrhaft erschütternden wirtschaftlichen Verhältnisse nicht nur des Seiffener Gebietes sondern des gesamten Erzgebirges; in ihnen sind die Ursachen für die heutige Spielzeug-industrie zu sehen. Die Seiffener Volkskunst mit ihrer Technik des Drehselns und der

damit bedingten Stilisierung und Möglichkeit der Massenproduktion unterscheidet sich grundsätzlich von der west-erzgebirgischen Schnitzerei. Bachmann geht auf die Formen dieser Seiffener Drechslerkunst ein; er gibt die Namen der heutigen Volkskünstler und befasst sich eingehender vor allem mit dem Nussknacker und dem Räuchermann. Ob man seiner Fassung der «Volkskunstform» in allem folgen will, bleibe dahingestellt. Er unterscheidet die altüberlieferte Form und die neuen Grotesk- und Ulkfiguren. Beide sind aber heute für den Massenverkauf hergestellte Kunstgewerbeprodukte. Volkskunst in einem «naiven» Sinne sind sie beide nicht; Nussknacker und Räuchermann haben einzig den Vorteil, dass sie wegen ihres grösseren Alters «sentimentalisiert» und «sanktioniert» sind (im übrigen mag man sie ruhig auch als «rührenden Kitsch» ansehen, wenn man will).

*Roger Pinon, Les crécelles de la Semaine Sainte à Fleurus en Hainaut. Studi in onore di Carmelina Naselli* (Università di Catania, 1968), vol. 1, 299–318, not. mus., 1 carte. – Die wallonischen Osterwochenbräuche haben noch nicht eine wirklich eingehende, umfassende Bearbeitung erfahren. Für Fleurus in der Provinz Hainaut will Pinon diese Lücke auffüllen. In seinem Beitrag für die Festschrift Carmelina Naselli schildert er den kleinen Ausschnitt der Ratschen mit ihrem erstaunlichen Formen- und entsprechendem Wortschatzreichtum. Aber ebenso erstaunlich ist der Funktionswandel dieser Ratschen, wie ihn Pinon uns vorführt. Vom österlichen Glockenersatz werden sie in den Händen der Kinder immer mehr zu einem Lärminstrument, das sie für ihre österlichen Heische-Umzüge benützen. Pinon legt uns die Mannigfaltigkeit der dabei verwendeten Sprüche mit ihren Melodien vor. Am Schluss bringt er einen kleinen geschichtlichen Überblick über die Ratschen (der allerdings weit umfassender ausgebaut werden müsste).

*Leopold Schmidt, Volkskunde heute, 1968. Beobachtungen und Betrachtungen. Antaios* (Stuttgart) 10 (1968) 217–238. – In besinnlicher und erfreulich persönlich gefärbter Weise stellt Leopold Schmidt Betrachtungen an über die Art, wie unser Fach sich ausgeweitet hat, was heute legitimerweise dazu gerechnet werden muss, aber auch über das, was sich heute als Volkskunde ausgibt. Zu diesen weitgespannten Überlegungen stellt er die – vorwiegend deutsche – wichtigste Literatur von «heute» zusammen. – In ganz ähnlicher Weise geht er in einem anderen Aufsatz vor, der sich aber auf Wien beschränkt: «Probleme der Wiener Grossstadtvolkskunde»: *Wiener Geschichtsblätter* 23 (1968) 289–298. – Er kann hier an seine, vor ungefähr 30 Jahren erschienene, grundlegende «Wiener Volkskunde» anknüpfen; er braucht nur hinzuzufügen, was an Material zur Auswertung seither hinzugekommen ist. Besonderen Nachdruck legt er auf die Einbeziehung von Wiener Selbstbiographien, von denen er sagt: «dass wir mit solchen Zeugnissen etwas besser hinter die Mauern, hinter die dicht mit Vorhängen verhangenen Fenster unserer Nachbarn zu schauen vermögen, als es uns im Alltag möglich ist».

*Gaetano Perusini, Exempla e tradizioni popolari nelle prediche di un frate trapanese del seicento. Studi in onore di Carmelina Naselli* (Università di Catania, 1968), vol. 1, 193–233. – Perusini macht darauf aufmerksam, dass italienische Exempelliteratur des 14. und 15. Jahrhunderts bekannt sei, dass aber die späteren Jahrhunderte äusserst spärlich behandelt worden seien. Angeregt durch Elfriede Moser-Raths Predigtmärlein der Barockzeit publiziert er nun 34 Exempel aus einem Manuskript mit Predigten, die ein Franziskanermonch Antonio 1691 in Trapani niedergeschrieben hatte. Perusini hebt die nicht sehr zahlreichen Belege zum Volksglauben heraus, so etwa Schlangenbeschwörung und Kirchenschlaf mit Krankheitsheilung. Auch die *tabella* der Osterwoche wird erwähnt: das Holzbrett mit dem darauf befestigten Eisenteil, das als Glockenersatz dient. Von den Themen der Exempel sei hingewiesen auf die Kunde aus dem Jenseits und die dankbaren Toten. Perusini sieht die Beispiele auch als Kulturzeugnisse an für das, was um 1700 herum auf den Kanzeln gepredigt wurde, und auf die Wirkung, die in sozialer Hinsicht damit erstrebt wurde.

*Hans Trümby*, Der Wandel im Sagenbestand eines schweizerischen Bergdorfes während eines Jahrhunderts. (Zu Melchior Sooders «Habkern»). *Hessische Blätter für Volkskunde* 58 (1967) 69–93. – Es muss für Trümby besonders reizvoll gewesen sein, den Sagenbestand eines abgelegenen Berner Bergdorfes zu untersuchen, wie er in zwei Sammlungen greifbar wird, die hundert Jahre auseinanderliegen, und von denen die ältere Manuskript geblieben ist und somit das Sagengut des Dorfes nicht «künstlich» stützen konnte. Die Fragen, die Trümby sich stellt – und die er in vorbildlicher Weise beantwortet – lauten: Was ist von den früheren Erzählungen (Manuskript des Pfarrers Walthard 1855) verloren gegangen, was hat sich erhalten, und wie hat es sich erhalten? Er untersucht diese Fragen an den Gruppen der «geschichtlichen» Sagen, der Zwergsagen, der Sagen von Hexen, Unholden und Geistern und an Exempla. Grundsätzlich stellt er fest, dass das Vergessen von Sagenstoffen ein Symptom für den Schwund des Interesses ist. Wenn fast die Hälfte von Walthards Sagen verloren gegangen ist, so erklärt sich dies zum Teil daraus, dass schon seine Fassungen teilweise deutlich den Zustand des Zerfalls zeigen. Mitgewirkt hat auch die Abgeschlossenheit der Gemeinde, die «gewissermassen zu einer Inzucht der Sagentraditionen» führte und keine Erzählgemeinschaften aufkommen liess.

*Milko Matičetov*, Il furto del fuoco a Resia, in Sardegna e nel mito prometeico. *Studi in onore di Carmelina Naselli* (Università di Catania, 1968), vol. 1, 165–191. – Ein glücklicher Fund in seinem geliebten Resiatal hat Matičetov den Anlass zu einem geistreichen und überzeugenden Aufsatz gegeben, für den wir ihm Dank wissen, da er höchst anregende Perspektiven eröffnet. Es geht um eine Erzählung, wie der hl. Antonius in der Hölle das Feuer stiehlt und den Menschen bringt. Diese Erzählung würde isoliert sicherlich Parallelen zu Prometheus vermuten lassen; dadurch aber, dass Matičetov ganz ähnliche Erzählungen auch aus Sardinien beibringen kann, gewinnen diese Vermutungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Auch die Ikonographie kann an diesem Aufsatz nicht vorübergehen; denn einzelne Heiligenattribute (Stab, Fackel) finden sich bereits bei Abbildungen von Prometheus. (Man muss übrigens sowohl Antonius den Abt als auch den Einsiedler in Betracht ziehen, da ihnen oft die gleichen Attribute, nur landschaftlich verschieden, zuerteilt werden; man vergleiche z.B. Braun, Tracht und Attribute, und Réau, Iconographie). Durch die Arbeit von Matičetov wird vieles beim hl. Antonius einleuchtend erklärt; man denke z.B. daran, dass Antonius der Einsiedler Gewalt über die höllischen Mächte hat (cf. Braun). Ich hatte vor Jahren in einem Aufsatz versucht, das Schwein des hl. Antonius mit der Antike in Beziehung zu bringen («Kirke und die Schweine», in: SAVk 47, 1951, 233 ff.). Wir dürfen ja nicht vergessen, dass wir nur die literarisch ausgeformten Epen der Antike kennen, die hinter ihnen stehenden Volkserzählungen aber nur errahnen können. Matičetov deutet dies auch für Prometheus an; ich musste es für Kirke, einer chthonischen Gottheit – wohl verbunden mit Schweinekult –, annehmen. Ob Beziehungen zwischen diesen verschiedenen «Höllengängen» und «Feuerdieben» bereits im antiken «Märchen» bestehen?

Atti del V congresso ladino 1966. Udine, Società Filologica Friulana, 1967. 72 p. – Die ausserordentlich rührige Società Filologica Friulana hat, unter anderem, ein Centro di studi ladini geschaffen, dem Michele Gortanis grosses Buch «L'arte popolare in Carnia» sein Entstehen verdankt (1965); sie führt aber auch Congressi ladini durch, bei denen Vertreter des Friulanischen, Ladinischen und Rätoromanischen sich treffen. Die Vorträge des 5. Kongresses liegen hier gedruckt vor; sie befassen sich zu einem gewichtigen Teil mit der Schaffung und den Vorarbeiten des Atlante storico-linguistico-etnografico friulano, über den *Giovan Battista Pellegrini* von sprachlicher Seite her und *Gaetano Perusini* vom volkskundlich-Ethnographischen her referieren. Man wird auch gerne den umfassenden Bericht von *Alwin Kuhn* über ladinische Arbeiten im 19. und 20. Jahrhundert zur Kenntnis nehmen, um so mehr als erst diese Übersicht die Fülle des bisher Geleisteten erkennen lässt. *Milko Matičetov* legt zwölf Geschichten aus den «Barzaletis furlanis à la Boccaccio» des Achille Tellini (1866–1938) in friulanischer Sprache vor; das bisher kaum beachtete Manuskript befindet sich in der Universitätsbibliothek von Ljubljana. Wildhaber

*Museumskataloge*

Votivtafeln. Ex voto. [Katalog] aus Anlass der Olympiade in Mexiko 1968. Zusammengestellt vom «Deutschen Kunstrat» [Darmstadt]. Einleitung von *Lothar Pretzell*. – Mexiko, 1968. 31 (unpaginierte) S., 7 Farbtaf., 12 schwarz-weiß Taf. – Der Deutsche Kunstrat hat in Mexiko eine prächtige Ausstellung von 88 Votivtafeln gezeigt, die ihm vom Museum für Deutsche Volkskunde Berlin, vom Bayerischen Nationalmuseum München und vom Museum der Stadt Regensburg zur Verfügung gestellt wurden. Die Abbildungen des Katalogs sind ausnehmend schön. Die Kataloggestaltung lag in den bewährten Händen von *Ernst Thiele*, dem Direktor des Deutschen Kunstrats.

Das Kunstgewerbemuseum in Köln hat vom 9. November 1968 bis 6. Januar 1969 in der dortigen Kunsthalle eine grosse Ausstellung «Volkskunst aus Deutschland, Österreich und der Schweiz» veranstaltet. Zugleich wurde ein umfangreicher, gewichtiger Katalog von 248 S. und 208 Abb. auf Tafeln publiziert. Die Katalogbearbeitung – es werden 1813 Nummern aufgeführt – lag in den Händen von *Peter Volk*; das Vorwort wurde verfasst von *Erich Köllmann*. Dem Katalog gehen kleine Aufsätze über ausgewählte Themen voraus: *Lothar Pretzell*, Volkskunst (12–16); *Leopold Schmidt*, Volkskunst und Volksbrauch (17–20); *Robert Wildbaber*, Schweizerische Volkskunst (21–24); *Walter Borchers*, Bemerkungen zur deutschen Fischer- und Seemannskunst (25–27); *Ernst Schlee*, Gestalt und Figur (28–30); *Leopold Schmidt*, Möbel (31–34); *Paul Stieber*, Hafnergeschirr (35–38); *Gisela Reineking-von Bock*, Textilien (39–41); *Werner Jüttner*, Die Backmodel (42–44); *Juliane Metzger*, Spielzeug (45–46); *Max-Leo Schwering*, Das Kölner Händeschentheater (47–49).

Bereits 1964 hatten das Städtische Museum für Völkerkunde und das Frobenius-Institut in Frankfurt am Main einen vorzüglich redigierten und bebilderten Ausstellungskatalog «Volkskunst in Mexiko» herausgegeben. Er erscheint nun anlässlich einer Ausstellung im Historischen Museum in Frankfurt am Main (9. August bis 27. Oktober 1968) in 2. veränderter Auflage (115 S., zahlreiche Abb., 1 Karte der Volkskunst-Regionen). Die Texte stammen von *Karin Hahn-Hissink* und *Gerd Dörner*, dem hervorragenden Kenner mexikanischer Volkskunst, der wie kaum ein anderer mit Land und Leuten vertraut ist. Die Abbildungen sind ausgezeichnet; besonders nützlich dürfte eine spezifizierte Übersichtskarte über alle Orte sein, in denen Volkskunstobjekte hergestellt werden. Eine Tabelle gibt genaue Auskunft über die in den Abbildungen gezeigten Gegenstände.

Im Namen Gottes fang ich an. Segenszeichen im Alltag. Ausstellung im Volkskundemuseum am Joanneum, Graz, 19. September bis 31. Oktober 1968. Einleitungstext von *Gertrud Smola*. 24 S., 4 Abb. – Die Ausstellung zeigt Stücke aus Hausrat, Werkzeug, Brauchtum und Schmuck, «an denen das heilige Zeichen oder Bild die schlichte Hingabe des Besitzers oder Handwerkers an das Heilige, an Gott bedeutet, und seine kindliche Bitte um Segen für Leben und Arbeit». Es handelt sich durchwegs um Objekte aus verschiedenen Museen und Gegenden der Steiermark.

The New York State Historical Association and its museums: an informal guide. [Text by *Frederick L. Rath, Jr.*]. Cooperstown, N.Y., New York State Historical Association, 1968. 96 S., zahlreiche Abb. (teilweise farbig), 1 Karte. – Hier liegt ein neuer Rechenschaftsbericht über die ganz erstaunliche Tätigkeit der New York State Historical Association mit ihrem Sitz in Cooperstown vor. Wir erhalten damit zugleich einen Einblick in die Art und Weise, wie ein amerikanischer Verband mit den von ihm betreuten Museen “publicity” auf sehr sympathische Weise durchführt. Die Association hat ein gut ausgebautes “educational program”, das aus kurzen Sommerkursen, “Seminars on American Culture”, für ein breites Publikum besteht; neurdings kommt dazu das “Cooperstown Graduate Program”, das in Zusammenarbeit mit dem State University College in Oneonta eigentliche Volkskunde-Studenten ausbildet. Die Museen bestehen aus dem Farmers’ Museum, das



eine der am sorgfältigsten geplanten Darstellungen landwirtschaftlicher und handwerklicher Geräte zeigt, dem entzückend angelegten Freilichtmuseum, dessen Häuser teilweise in "actual operation" sind, und dem Fenimore House mit den Sammlungen von Volkskunst (wobei der Nachdruck eindeutig auf der Wahl des ästhetisch anziehenden Objektes beruht) und naiver amerikanischer Malerei. Seit 1966 ist neu angegliedert ein "Carriage and Harness Museum", das aus dem Besitz eines Privatmanns an Wagen und Pferdegeschirr besteht. Der Führer ist mit zahlreichen, ausgezeichneten Aufnahmen ausgestattet.

Lichter, Leuchter, Lampen aus niederdeutschen Beständen. Celle, Bomann-Museum, 23. Juni bis 27. Juli 1968. 32 S., Abb. – Einleitungstext und Katalog von *Ingeborg Wittichen*. Gute Unterteilung in Leuchter für sakralen Gebrauch, Leuchter und Lampen für profanen Gebrauch, Geräte zur Feuer- und Lichtgewinnung, Kerzenherstellung. Die profanen Beleuchtungsmittel werden unterschieden in Kienspanleuchter, Lampen für Fette, Öle und Petroleum, Kerzenleuchter, Laternen und Berufslampen. Wenige, aber gut ausgewählte Abbildungen und Zeichnungen.

*Vladimíra Pachlová*, Lidové hračky ve sbírkách národopisného oddělení Vlastivědného ústavu v Olomouci [Volkstümliches Spielzeug in den Volkskundlichen Sammlungen des Heimatkundlichen Instituts in Olomouc]. Olomouc 1968. 31 S., 18 Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Die Verfasserin stellt einen Katalog von 127 Spielsachen zusammen. Die Mehrzahl der gedrechselten Objekte stammen aus den Spielzeugzentren Skašov im südwestlichen Böhmen und Krouná am böhmisch-mährischen Höhenzug. Zeitlich gehören sie an das Ende des 19. und in den Beginn des 20. Jahrhunderts.

Österreichisches Museum für Volkskunde. Schlossmuseum Gobelsburg. Sammlung Altösterreichische Volksmajolika und Waldviertler Volkskunst. Katalog, 2. erweiterte Auflage. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1968. 59 S., 12 Abb., Literatur. – Dass innert kurzer Zeit bereits eine zweite Auflage des Gobelsburger Kataloges nötig wurde, zeugt für seine Nützlichkeit und Bedeutung. Vorwort und Einleitung von *Leopold Schmidt*, Neubearbeitung des Kataloges von *Klaus Beitzl*. Sorgfältige Beschreibung von 292 Objekten. Neu hinzugekommen ist die Waldviertler Abteilung.

Österreichisches Museum für Volkskunde. Schlossmuseum Gobelsburg. Sonderausstellung Französische Volkskunst. Katalog von *Klaus Beitzl*. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1968. 25 S., Literatur. – In neu hinzugekommenen Räumen des Schlossmuseums Gobelsburg stellt das Österreichische Museum für Volkskunde seine erste Sonderausstellung aus. Die französische Volkskunst, die in 145 Objekten gezeigt wird, stammt durchwegs aus eigenen Beständen; es handelt sich um die in Savoyen und der Bretagne angelegten wertvollen Sammlungen von Eugénie Goldstern und Rudolf Trebitsch. Beitzl charakterisiert die wesentlichen Erscheinungen in seiner Einleitung.

Volkskunst der Tschechoslowakei. Ausstellung im Altonaer Museum in Hamburg in Zusammenarbeit mit dem Ethnographischen Museum Prag, 18. September bis 20. Oktober 1968. 19 (unpaginierte) S., 8 Abb. auf Taf. – Die 208 ausgestellten Objekte aus dem ganzen Gebiet der Tschechoslowakei stammen aus dem Besitz des Ethnographischen Museums Prag. Die gut geschriebenen, das Wesentliche bietenden Einführungstexte über Malerei, Holzschnitzerei und Keramik stammen von *Helena Jobnová*, derjenige über Tracht, Stikerei, Metallarbeit von *Alena Plessingerová*.

Alte Bilderbogen. Populäre deutsche Druckgraphik des 18. und 19. Jahrhunderts. Ausstellung des Instituts für Volkskunde der Universität Frankfurt/Main und des Amtes für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung der Stadt Frankfurt/Main vom 6. Dezember bis 27. Dezember 1968. Herausgeber und Einführung: *Wolfgang Brückner*. 21 S., 5 Abb. – 126 Nummern, ausgezeichnet beschrieben. Der Katalog will bewusst die populäre Druckgraphik der beiden letzten Jahrhunderte mit ihren Druckzentren und Verlagen in den Vordergrund stellen und damit einen weiteren Beitrag zur intensiven Forschung auf diesem Gebiet liefern.

Die Kunst der süßen Sachen. «Die kleine Ausstellung» in der Kassenhalle der Hauptstelle der Sparkasse der Stadt Köln, 27. November 1967 bis 5. Januar 1968. (Kölnisches Stadtmuseum und Verband rheinischer Heimatmuseen). Text: *Werner Jüttner*. 28 (unpag.) S., 15 Abb. – Ein ansprechender kleiner Katalog mit guter Einführung über Backwerk und Süßgebäck, Backmodel und Waffeleisen. Neben Beständen aus acht Museen sind hier auch Objekte aus fünf Privatsammlungen vertreten.

Kunst der Konditoren. Back- und Zuckerwerk aus fünf Jahrhunderten. Ausstellung vom 1. November 1968 bis 5. Januar 1969 im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg. Text: *Hans Jürgen Hansen*. 32 S., 34 Abb.; dazu Katalog von 6 S. – Es handelt sich um eine Ausstellung von Gebäck und Konditorwerk, das eigens für das prächtige Schaubuch «Kunstgeschichte des Backwerks» (Oldenburg, Gerhard Stalling Verlag, 1968) hergestellt und bemalt wurde. Der Katalog bringt eine vorzügliche Auswahl reizender und liebenswürdig verspielter Abbildungen aus dem grossen Buch. Hans Jürgen Hansen hat ein gutes und sachliches Vorwort geschrieben und als Beilage den Katalog von 118 Nummern gestaltet.

*Valeriu Butură*, Muzeul etnografic al Transilvaniei. Secția în aer liber. Cluj, Muzeul etnografic, (1968). 111 S., 58 Abb., 16 Farbphotos, 2 Pläne. – In diesem schön ausgestatteten Führer durch das siebenbürgische Freilichtmuseum in Cluj, das im Laufe des letzten Jahrzehnts stattlich gewachsen ist, gibt Butură zunächst eine Einleitung über die Planung und das Werden des Museums; dann werden die einzelnen Sektionen und Hausobjekte beschrieben. Interessant ist vor allem die Anlage mit den technischen Werken und den Handwerksbetrieben; in diesem Teil sind die beigefügten, klar gezeichneten Skizzen sehr verdienstlich. Der Text ist in rumänischer Sprache; Übersetzungen in westliche Sprachen dürfen vermutlich erwartet werden?  
Wildhaber